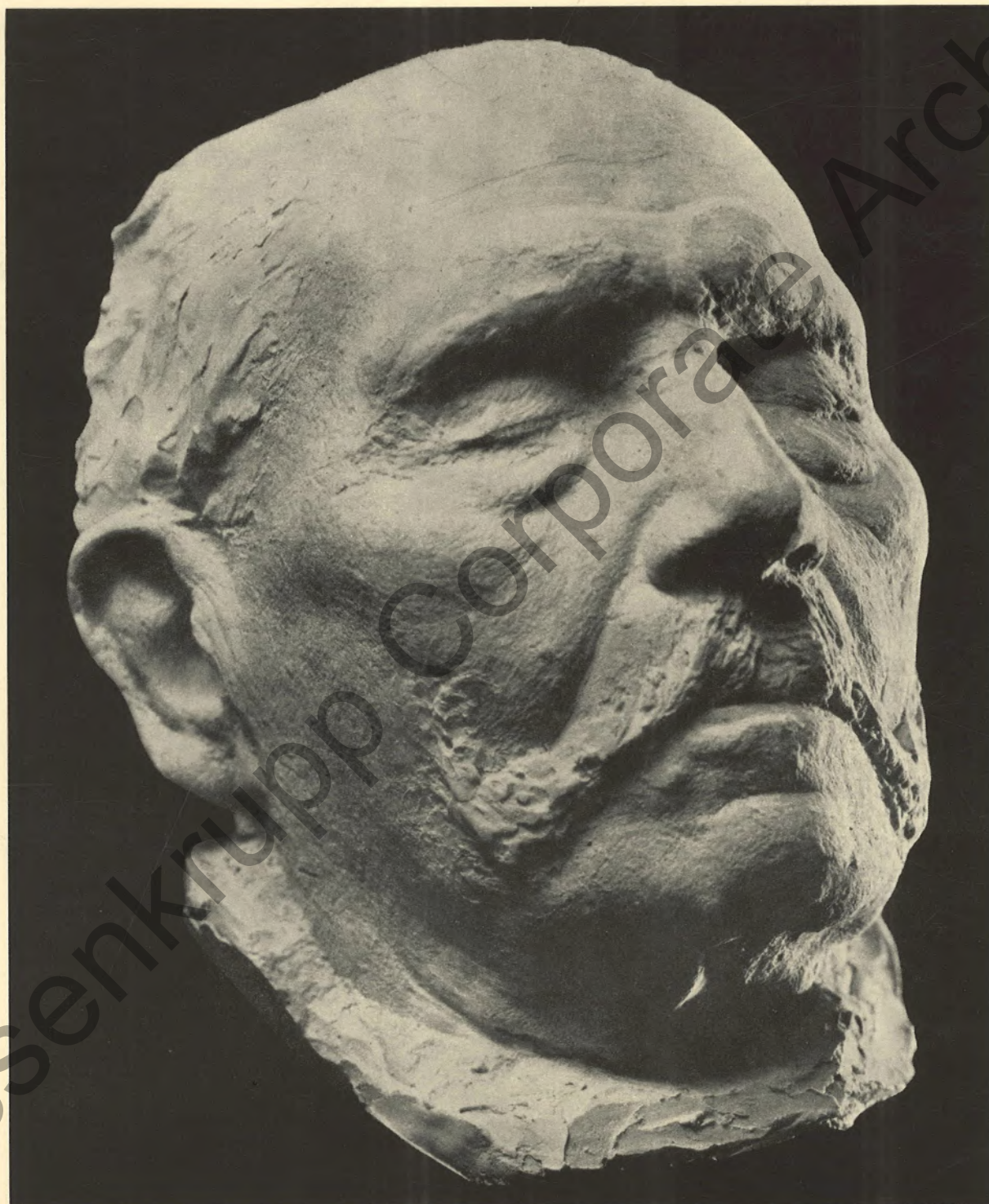


Das Werk



Monatsschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XIV. Jahrg.

Düsseldorf



September 1934

Heft 9

Das Werk

Monatsschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XIV. Jahrg.

Düsseldorf, September 1934

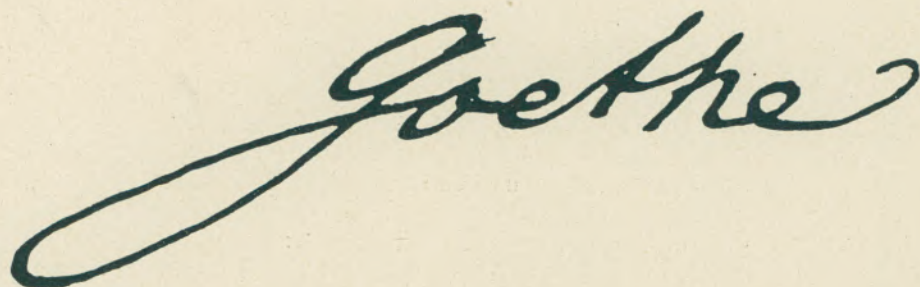
Heft 9

Alles opponierende Wirken geht auf das Negative hinaus, und das Negative ist nichts.

Wenn ich das Schlechte schlecht nenne, was ist da viel gewonnen? Nenne ich aber das Gute schlecht, so ist viel geschadet.

Wer recht wirken will, muß nie schelten, sich um das Verkehrte gar nicht bekümmern, sondern nur immer das Gute tun.

Denn es kommt nicht darauf an, daß eingegrissen, sondern daß etwas aufgebaut werde, woran die Menschheit reine Freude empfinde.



Von der Führerpersönlichkeit.

Von Dr. Willy Hoppe, Professor an der Universität Berlin.

Mit dem Weisen von Weimar, der das oft angewandte Dichterwort geprägt hat, daß höchstes Glück der Erdenkinder die Persönlichkeit sei, sehen wir in dieser etwas ganz Seltenes, etwas, das nicht jedem Menschen eigen ist: Persönlichkeit ist wertvoller Kern eines Einzelmenschen. Sie fällt nicht jedem ohne weiteres zu. Sie ist gewonnen, sie ist erworben, unter Mühen erworben. Sie ist die Frucht einer Lebensentwicklung. Persönlichkeit bleibt immer, so weit sie auch geformt sein mag, ein Ideal. Sie ist immer aufs neue Forderung. Im Menschen ruhen wohl die Keime. Sie sprießen zu lassen, sie zu entwickeln, ist nicht allein in seine Hand gegeben. Nie aber wird einer bei allen Anlagen reifen zu einer Persönlichkeit, wenn er nicht eins wahr macht: Treue zu dem eigenen Gesetz.

Persönlich werden kann nur der, der Lebensmut besitzt und der sich mit allen seinen Eigenschaften hineinstellt in den Weltenlauf, sein eigenes Ich entwickelt jenseits aller Bindungen des Mechanismus der Natur, jener Bindungen, denen jedes andere Wesen außer dem Menschen unterworfen ist. Persönlich werden kann nur der, der sein Ich ganz trotzig und unabhängig hütet. Eine Persönlichkeit geworden sein, das bedeutet zunächst einmal, Freiheit in sich selbst haben. Es bedeutet, Herr sein über das eigene Ich. Es bedeutet, sich durch die Außenwelt nicht abdrängen lassen von der eigenen Linie. Zugleich aber verwebt der wahrhaft Persönliche sein Ich in seiner ganzen Geschlossenheit und Fülle mit der Welt da draußen.

Liegt es da nicht als etwas Selbstverständliches nahe, daß Persönlichkeit und Weltgeschehen — das heißt Geschichte — in irgendwelchem Zusammenhang stehen? Von der Persönlichkeit hängt alles große Geschehen ab. Nur Persönlichkeit kann den Mann der Tat tragen. Nur der Mann der Tat aber ist der Held, durch den die großen Machtkämpfe der Geschichte entschieden werden. Niemals wächst ein Mann der Tat, wächst ein Führer auf dem dünnen Felde der Lehrmeinungen, auf dem Felde des Parteigezänks, in den Niederungen der Rechthaberei. Seine Persönlichkeit formt sich in einem noch höheren Grade als die des anderen Menschen nach dem eigenen Gesetz in den Winden und Wetterern der Zeit. Führer sein, das heißt unter Wettereschlägen heranreifen, das heißt Narben tragen. Führer sein heißt aber auch, seinen Stempel einem größeren oder kleineren Kreis aufprägen. Führer sein, das heißt, sein eigenes Gesetz der Zeit diktieren.

Eine führerlose Zeit gleicht mehr oder minder der Wüste im geschichtlichen Raum. Wir kennen ja diese Wüste. Wir sind allesamt jahrelang durch eine solche Wüste gewandert. Um so mehr heben sich die Zeiten heraus, in denen eine feste Hand die Zügel endlich packt. In rasender, in oft atemraubender Fahrt jagt dann der Wagen eines Volkes durch die Zeit dahin. Oft scheint der Weg so schmal, daß man für den Wagen fürchtet. Der echte Führer bringt sein Volk auch durch solche Bedrängnisse hindurch, unter einer Voraussetzung: daß der Wagen des Volkes fest gefügt ist, daß die Pferde, die ihn ziehen, dem leisesten Wink gefügig sind.

Nun erhebt sich aber die Frage: Ist denn die Führerpersönlichkeit wirklich so entscheidend für den geschichtlichen Verlauf? Da raunte doch einmal eine heisere Stimme, aus der allmählich ein ganzer Chorus wurde: das einzelne Individuum bedeute nichts oder doch nicht viel in dem Verlauf der Geschichte. Geschichte sei Bewegung der Masse. Vor ihr, so hieß es, verschwinde der einzelne, wenn er auch eine noch so starke Persönlichkeit sei. Man versuchte die Freiheit der Einzelpersönlichkeit zu leugnen. Hineingefügt in das Räderwerk der Gesellschaft

war demnach der einzelne nur ein unselbstständiges Teilchen, ein Stück Materie, allenfalls ein eigenes Rädchen, aber in allem abhängig von der großen Maschine.

Man band schließlich das Auf und Ab der Geschichte mit dem gleichen Bande, wie es als Gesetz über der Natur liegt. Gesetzmäßiger Ablauf des geschichtlichen Lebens — was sollte in ihm noch das Wirken des einzelnen bedeuten? Mit gebundenen Händen war er einem unheimlichen Etwas ausgeliefert, einem drohenden Geschick, das ihn in jedem Augenblick zermalmen konnte.

Nun wird gerade unsere Zeit die letzte sein, die sich der Bedeutung der Masse nicht ganz bewußt ist. Wirksam, einheitlich werden die Kräfte der Masse jedoch nur durch die einzelne führende Persönlichkeit. Immer ist die Masse nur der Rohstoff. Form gibt ihr erst der einzelne, der Führer. Die Masse kann in vielen ihrer Teile von ganz erlesenem Werte sein. Aber damit ist doch zunächst wenig getan. Sie versinkt in Unfruchtbarkeit, mit ihren guten und mit ihren bösen Elementen, sofern nicht der große Lebenswecker kommt.

In unlöslichem Zusammenhang stehen der Führer und die Masse. Sie gelten beide nicht für sich allein. Als Kraft und als Stoff wirken sie gemeinsam in der Geschichte. Gemeinsam führen sie die Hochzeiten der Völker herauf, gemeinsam reißen sie auch die Staaten in den Staub. Denn — das bedarf kaum der Erwähnung —: Gottes Hand bedient sich der Führerpersönlichkeit nicht nur als der Schöpferin, sondern auch als der Vernichterin. Wahrhafter Führer kann aber immer nur der sein, der sich bewußt ist, daß dem Niederreißen der Aufbau zu folgen hat. Nicht nur der Hammer, mit dem man zerschlägt, darf die Masse in der Hand des Führers sein. Sie soll sich ihm auch wandeln zu dem Instrument des friedlichen Aufbaues. Aus dem Schwert, das er zunächst zu schwingen genötigt ist, wird er die Pflugschar schmieden müssen, die er, um Samen zu streuen, durch das Erdreich zieht.

Nicht tagtäglich, nicht zu allen Zeiten schreitet ein Führer über diese Erde dahin. Epochen des Segens sind es, in denen das Schicksal solche Kräfte herbeiruft aus den unbekannten Weiten. Beglückt die Zeit, in der der Führer sogleich das Verständnis für seine Aufgabe findet. Wie mancher Führer ist daran gescheitert, daß die Zeit nicht reif war für seine Größe. Sie begriff nicht, daß der Heilbringer in ihr weilte, und mochte sie ihn auch nicht kreuzigen, verhöhnt oder verleugnet hat sie ihn doch. Da aber liegt die Bedeutung der Masse für den geschichtlichen Verlauf. Der Führer, dem die Masse fehlt, wird sein Werk nicht vollenden. Es gibt keinen wahrhaften Baumeister ohne den Baustoff. Und wo bleibt der Feldherr, dem die Soldaten fehlen?

Der italienische Duce hat einmal gesagt: „Ein Volk, das sich selbst achtet, kann und darf nie die Geschichte vergessen. Es darf auch nicht vergessen, die Geschichte von morgen mit dem Leben von heute zu formen.“ Ein Wort des Mannes, der England einst groß machte, Cromwell, lautet: „Nation ist nicht eine Gemeinschaft, in der alle gleich sind, sondern in der jeder auf dem richtigen Platze steht.“ Nicht jeder maße sich an, Führer sein zu wollen. Aber das ist gewiß: keine höhere Aufgabe kann der Staat haben, als solche Persönlichkeiten wachsen zu lassen, die im kleineren oder im größeren Kreise das Führeramt ausüben können, mit dem sie bauen „an der Geschichte von morgen“, verantwortlich nach oben, befehlssicher nach unten. Wir wissen wohl: solche Persönlichkeiten lassen sich nicht im Augenblick züchten. Aber sie werden reifen! Am Vorbild der großen Persönlichkeit — der heutigen und der dahingegangenen — entzündet sich nicht zuletzt das neue, jubelnde, befreiende Leben!



St. Georg am Münster zu Basel.

Lichtbild: Erich Reglaff.

Deutsche Reiterplastik des vierzehnten Jahrhunderts.

Von Erika Günther.

Als bewegte Freigruppe nimmt die Reiterplastik im Rahmen der mittelalterlich-nordischen Skulptur eine besondere und ausgezeichnete Stellung ein; denn sie ist es, die sich aus der bildhaften Geschlossenheit des dreizehnten Jahrhunderts löst und sich das Räumliche, Bewegte als eine neue Welt erobert. Bewegung und Raum werden als Eigenwerte neu erkannt, es entsteht die bewegte Freigruppe und als ihre neue und bedeutsamste Leistung der Reiter in Bewegung, der Reiter, der aus antik-mittelalterlicher

Relieftarstellung aus der Wand in den Raum, in die Welt hinausritt.

Was diese neue Eroberung bedeutet, läßt sich kaum besser zeigen als an einer Gegenüberstellung des Barberger Reiterstandbildes mit dem heiligen Georg in Regensburg, die beide als Bekenntnisse grundsätzlich verschiedener künstlerischer Welt- und Formanschauung zu werten sind. Hier stehen sich das dreizehnte und das neue vierzehnte Jahrhundert Blick gegenüber.



St. Georg
im Münster zu
Regensburg.

„Während der Regensburger Reiter
vor unseren Augen in einer unbe-
kümmert heiteren Sorglosigkeit vor-
übertrabt . . .“

Lichtbild: Bayer. Landesamt für Denkmalpflege.

Dem aufmerksamen Beschauer wird sofort die starre Leblosigkeit, die geradezu „klassische Ruhe“ des Pferdes beim Bamberger Reiter auffallen, während der Regensburger in einer unbekümmert heiteren Sorglosigkeit vor unseren Augen vorübertrabt in leicht beschwingter Wanderlust. Im Georgenchor zu Bamberg ist das Pferd aus monumentalem Willen heraus gegeben. Es ist gleichsam zum „Sockel des Reiters“ bestimmt und erniedrigt. Dieser, der erlauchte Träger einer ritterlich-höfischen Kultur, ist es einzig allein, dessen Würde und Adel auf das feierlichste repräsentiert werden sollen.

Was uns die Pferdereliefs von Ulm, Tübingen und Wien lehren, ist, daß der ganze Mensch sich in der zweiten Hälfte des Mittelalters geändert hat. Eine neue, bürgerliche Kultur entfaltet ihre eigene Leistung. Während noch ein Abganz des Bamberger Reiters auch auf das Tier gefallen ist, das von parthenonisch edlem Wuchse vor uns steht, ist das Pferd des Regensburger Georg absichtlich kleiner und voller gestaltet. Hier haben wir den Vertreter der bürgerlichen Welt, den „thummen“ Bauernsohn in Rittertracht. Die Macht der Gruppe ist überzeugend zum Ausdruck gebracht: Mensch und Tier als nahe, schicksalsverbundene Wesen, nicht mehr der

kühle Abstand von Tierleib und Mensch wie in Bamberg, sondern durch eine leitende Linie beide verbunden: die Beine sind nach vorn an den Tierleib gelegt, vom Schenkel des Pferdes wird die Linie weitergeführt, der Zügel ist angezogen, der vorgebeugte Arm leitet zum Halse des Tieres hin, ein weiterziehender, schwingender Rhythmus rundet die Gruppe in malerisch erzählender Art und ohne jene angespannte Monumentalität, die wir in Bamberg feststellen.

Wenige Jahre später muß der Martin (an der gleichen Wand) entstanden sein. Auch hier finden wir den Reiter in Bewegung; der kleine Bettler hängt sich dem wehenden Mantel an in einem fließenden Bogenschwung. Das Pferd hat nichts, was noch in irgendeiner Weise an das Denkmalroß erinnert, es ist ein rechter Bauerngaul, der über die Wege stampft, eine Mähre mit gespanntem Kopf. Hier ist man in der Auflösung des alten Stiles noch einen Schritt weitergegangen als beim Georg, wo das Roß noch kurzhalbig, nüsternbläuhend und stolz dahertrabt. Der heilige Georg an der Pfarrkirche von Karlstadt am Main mag hier seine Vorahren gefunden haben, wenn auch Typus und Schritt des Pferdes in Einzelheiten von dem Regensburger abweichen.

Die verblüffendste Leistung aber finden wir in dem heiligen



Der Reiter im
Dom zu Bamberg.

„... Dem aufmerksamen Be-
schauer wird sofort die starre
Leblosigkeit, die geradezu
„klassische“ Ruhe des Pferdes
beim Bamberger Reiter auf-
fallen.“

Radierung von Prof. Oskar Graf.

Georg des Baseler Münsters. Ihm gegenüber scheint der
Regensburger Reiter fast zum alten Jahrhundert zurück-
zusinken, dem er stilistisch noch verbunden ist: hier ist der Ritter
in der feurigen, hinreißenden Wucht des Kampfes gegeben,

wie er in strengem Galopp auf den Drachen zusprengt. Der
Drachenkampf, die Handlung als solche ist entscheidend, der
sich der Mensch, in diesem Falle der Reiter, motivisch ein-
ordnet. Hier ist die monumentale Unabhängigkeit des Reiter-



St. Martin
im Dom zu Regensburg.

Lichtbild: Bayer. Landesamt für Denkmalpflege.

denkmals als große Form erobert, die alles Bisherige in den Schatten stellt. Aus der Passivität ruhender Größe ist die Erscheinung herausgerissen zu tätig energischer Leistung! Hochgestimmt trägt der saufende Reiter die Lanze, um sie dem Drachen in die Flanke zu stoßen. (Ein Erdbeben hat 1372 die Originalfigur vernichtet, die wir heute nur noch als Kopie besitzen.) Für die vielen Fürsten- und Rittersiegel des vierzehnten Jahrhunderts, für die prachtgeschmückten Turnierhelden kann man in diesem Baseler Reiter das Vorbild sehen, wenn sie auch als Kleinformen die qualitative Höhe des freibewegten Reiterstandbildes nicht erreichen. Der zeitgeschichtliche Gegensatz, den wir im Bamberger Georg gegenüber dem Regensburger Reiter feststellen, findet sich später auf italienischem Boden wieder in dem Gegensatz des Colleoni und des Gattamelata.

Als eine Höchstleistung ist zuletzt der Prager Georg zu nennen, der sich im Burghof des Hradschin befindet und in den siebziger Jahren des vierzehnten Jahrhunderts geschaffen worden ist von den deutschen Brüdern Martin und Georg

Glussenberch (Glussenberch = Klausenberg in Siebenbürgen). Die in sich geschlossene Bewegung, der gedrehte Hals des Pferdes, die Bildung des Pferdekörpers selbst in renaissancehafter Uppigkeit und kraftgebändigter Fülle sind von bewundernswürdiger Gewalt der Darstellung. Dazu kommen die landschaftlichen Einzelheiten des Sockels, das stark malerische Ausdeuten des Drachens, dessen Schwanz sich an dem Pferdefuß emporwindet. Hier steht die bewegte Reitergruppe in letzter Ausdeutung vor unseren Augen, folgerichtig läßt sich der Wandel in der Auffassung überblicken, die stufenweise sich zu höchster Freiheit entwickelt. Das Ergebnis läßt sich in wenige Schwarzweißzeichnungen fassen: Bewegung anstatt Ruhe, Handlung anstatt Zustand, Freiheit im Raum anstatt Raumbegrenztheit, Loslösung von architektonisch-würdevoller Starrheit und freies Einströmen in malerisch-erzählende Bewegtheit.

So strebt das vierzehnte Jahrhundert instetem Flusse vorwärts als ein neuer Lebensstrom, der das Erbe des dreizehnten Jahrhunderts aufnimmt und es weiterbildet in eigener Geselligkeit.

Der heilige Georg.

Radierung
von Albrecht Dürer.



Jahrgang 1910.

Was ein kleiner Mann vom großen Kriege mitbekam.

Von Rudolf Virfeld, Hüttenwerke Siegerland A.G., Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft.

„Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt!“ „Lieb' Vaterland magst ruhig sein, fest steht und treu die Wacht, die Wacht am Rhein!“ Jemandwann wurde das einmal gesungen, laut, jubelnd, freudig, von strahlenden Menschen mit so leuchtenden Augen, irgendwann — aber das ist schon lange her. Nein, es war nicht geträumt! Man war selbst dabei, hat alles gesehen, gehört, nur — man war noch nicht so recht wach, machte noch so große fragende Augen.

„Spion! Spion!“ heulte es ein andermal schauerlich durch die Straße. Belebend rettete man sich und sein Holzpferdchen hinter die Haustür und hielt sich mit kleinen, schmußigen Häufchen die Ohren zu, während draußen eine aufgeregte Menschenmasse vorüberlief.

Und dann kamen Soldaten. Viele, viele, immer mehr. Die ersten mit blauen Röcken, weißen Hosen und lauter Musik. Später haben sie graue Röcke an, und das sieht gar nicht so lustig aus. Bei uns zu Hause waren auch zwei einquartiert. Noch sehe ich, wie der eine, der sich gerade im Kämmerchen die Stiefel gepußt hat, wieder in die Küche tritt, dabei aber nicht auf die Schwelle achtet und der Länge nach und mit Donnergewalt in die Küche fällt. War das ein Spaß! Zwei Tage später durften meine große Schwester und ich ihn zum Appellplatz bringen. Dann, als ich ihm „Auf Wiedersehen!“ sagen mußte, hat er meinen Kopf in seine großen Hände genommen und mich lange angesehen. Beim Abmarschieren, das weiß ich noch genau, haben sie das Lied von den Vögeln

im Walde gesungen. Wir haben aber von beiden nichts wieder gehört. —

Glocken läuten. „Sieg!“ rufen sich die Leute zu und „Lüttich gefallen!“ Bunte Fahnen wehen, und die große Schwester kommt aus der Schule, freudestrahlend: „Schulfrei!“

Gedankens! Der Vierjährige darf noch nicht mit. Weinend steht er in einer Ecke und hört von der Koblenzer Straße die Marschmusik über die Sieg herüberklingen.

Eine Kremsfertour! Jemandwohin. Seltsam, es sind nur Frauen dabei. Man singt hell, begeistert: „Daß sich unsre alte Kraft erprobt, wenn der Sturmwind uns entgegenschlägt!“ Man trinkt in lachender Gesellschaft Kaffee. Jemandwo sitzen Mädchen. Sie spielen Zither und singen, singen ein Lied, dessen Inhalt dem Kleinen gänzlich unverständlich ist: „Ei warum, ei darum, ei bloß wegen dem Dschingderassa bum!“ Immer wieder wiederholt sich das. Jahrelang summe ich den Rehrim vor mich hin — verstehe den Inhalt nicht genau, wie ich eben alles um mich herum nicht verstehe: „Ei warum, ei darum, ei bloß wegen dem Dschingderassa bum!“

Seltsame Worte und Namen prägen sich in meinem Kopf ein, verwirren mich. Ich rufe nicht mehr „Vati!“, sondern nur noch: „Liebvataland!“ Und wenn der Vater nicht hört, dann schreie ich aus vollem Hals: „Liebvatalandmaastooig-sein!“

„Emden.“ Was ist „Emden“? Ein geheimnisvolles, großes Schiff. Man spricht so viel davon. Auf der Sieg,



Reservisten werden eingezogen.



Kriegsfreiwillige.



Stehend frei händig.

hinter dem Haus, ist ein Rahr, der größte, den ich je gesehen habe. Er heißt auch „Emden“ und ist schwarz-weiß-rot angestrichen. Ungeheuer stolz bin ich, wenn ich in der „Emden“ fahren darf. Eines Tages kommt ein Hochwasser. Alle Rähne werden zerstört, auch diese. Ich bin sehr, sehr traurig. Nichts bleibt als der Klang dieses seltsam stolzen Namens: „Emden“.

„Argonnerwald“, welche Sehnsucht, welcher Schmerz, welche Trauer liegen für den Vereinhalbjährigen in diesem Wort. „Argonnerwald“ — ein-, vielleicht auch zweimal

habe ich das Lied vom Argonnerwald gehört. Als ich es das erstmal hörte — o, ich erinnere mich noch gut —, lag ich früh morgens in meinem weißen Kinderbett mit den Gitterstäben an beiden Seiten. Zum Fenster lachte die Sonne herein, und ich versuchte, die Lichtfleckchen, die sie auf meiner Bettdecke hervorzauberte, mit den Händen zu greifen. Das war lustig, denn es wollte und wollte mir nicht gelingen. An der gegenüberliegenden Wand, wo die Badewanne war, stand Vater unter der Brause. Ein riesiger Wandschirm war vor ihm. Ich konnte nur seinen Kopf sehen. Bei dem munteren Plätschern des Wassers sang er ein Lied. Aufmerksam hörte ich zu. Immer wieder kam das Wort „Argonnerwald“ darin vor, und ich vergaß mein Spiel mit den kleinen Lichtfleckchen und wurde ganz traurig. Nichts weiter als „Argonnerwald“ nahm ich in mir auf. Nichts mehr wußte ich von dem Inhalt, nichts mehr von der Melodie. Tief prägte sich nur eine unsägliche Melancholie in das Kinderköpfchen ein und unbewußt dämmerte die Erinnerung daran fort. Auf's tieffste erschüttert aber bin ich, der Neunzehnjährige, als man mir viele Jahre später auf einer Wanderung, droben auf der Rudelsburg, erzählt, daß es zu Hause einen Schwerkriegsbeschädigten gebe, der ans Fenster tritt und salutiert, wenn man auf der Straße das Lied vom Argonnerwald pfeift. Alte Erinnerungen werden in mir wach, Kinder tage in großer Zeit. Irgend etwas steigt vor meinen Augen auf, etwas Gewaltiges, Erhabenes, das einmal um mich war. Das nun verloren ist, unweigerlich dahingeschwunden ist, niemals wiederkommt. Vorbei! „Argonnerwald!“

Dann hörte ich oft zwei Namen nennen: Immelmann und Boelcke. Die Großen um mich herum sprachen diese Namen mit Andacht und Stolz. Zu Mutters Geburtstag hatte ich sogar ein ganz kleines Gedicht — das erste meines Lebens — auswendig lernen und hersagen müssen. Ich war so stolz auf meine Aufgabe, daß ich ihr am Vorabend, als Mutter an meinem Bett saß, um mit mir das Nachtgebet zu sprechen, heimlich das ganze Gedicht verriet. Das einzige, was ich noch behalten habe, ist, daß es an einer Stelle heißt: „Immelmann und Boelcke, die stießen ins Gewölke!“

Wir spielen Krieg. Die ganze Siegstraße. Am Güterbahnhof auf einer Böschung, unter einem alten Prellbock, haben wir unsere Festung. Meine Schwester ist Führerin der Krankenschwestern. Ich, der jüngste von allen, habe eine sehr wichtige Aufgabe: ich muß stillhalten, wenn die fleißigen Krankenschwestern ihre Verbände ausprobieren. An Kopf, Händen, Füßen, Armen und Beinen — überall werde ich umwickelt. Tapfer halte ich aus. Ich bin stolz, daß mein Vaterland gerade diesen Dienst von mir verlangt, denn von den älteren Jungens, den „Soldaten“, will nie einer verwundet sein. Die Krankenschwestern aber, die doch in einem richtigen Krieg nötig sind, müssen etwas zu tun haben, und darum: „Menne, komm her! Du mußt verbunden werden!“

Oft, wenn die anderen Schule hatten, habe ich oben bei der Mutter gesessen und zugeesehen, wie sie so viele kleine braune Pakete packte. O, ich begriff, das waren Liebesgaben für die „Vergessenen“, für die Soldaten, die keine Mutter und keinen Vater, keine Schwester, überhaupt niemand Liebes mehr zu Hause hatten. Und Mutters Gesicht war dann immer so ernst. Ganz still habe ich auf meinem Schemel gehockt, habe ihr zugeesehen und sie nicht zu stören gewagt. Habe mir vorzustellen versucht, wie es „da draußen“ aussehen mag und wie es wohl einem Vergessenen zumut ist, wenn er auf einmal so ein Päckchen von fremden Menschen erhält.

Dann kommt das Jahr 1916. Nun gehe ich richtig in die Schule. Stolz trabe ich des Morgens los, auf dem Rücken den Schulranzen, in dem Tafel und Griffelkasten ein mir bald sehr vertrautes Geflapper vollführen. Wenn ich mit meiner kleinen Freundin, Nachbars Mariete, deren Nase immer läuft, an den braunen Baracken vorbeigehe, in denen die Gefan-

genen wohnen, fassen wir uns an und nehmen die Beine auf den Buckel. Die Stelle ist uns nicht ganz geheuer. Die Gefangenen sind doch so schrecklich böse und schlechte Menschen.

Ich gehe jetzt bereits das zweite Jahr in die Schule und habe auch schon etwas von Bismarck gehört. Heute hat man uns von Worms, Krimhild und Siegfried erzählt. Der Siegfried hat mir mächtig gefallen. Die Namen dieser zwei Männer beschäftigen mich nun genau so, wie die Namen der drei anderen, für die ich abends immer brav bete: Hindenburg, Ludendorff und Mackensen. Sie sind für mich ein fester Begriff geworden; wenn man daher nur von Hindenburg spricht, so ist es für mich klar, daß damit dieser Begriff gemeint ist. „Mutter, sag' mal, wer ist wohl stärker: Hindenburg, Bismarck oder Siegfried? Aber du, ich glaube bestimmt, die hätten sich gar nicht gehauen, wenn sie zusammengekommen wären!“ Mutter hat das auch geglaubt. Sie hat dabei gelächelt, und das ist in diesen Tagen eine Seltenheit. Überhaupt — alle Leute sind so ernst geworden. Viele Frauen sieht man in Schwarz gehen. Lieder höre ich schon lang keine mehr singen, keine vom „Dschingherassa bum“ und auch keine mehr vom „Sturmgebräus“. In der Zeitung, auf dem letzten Blatt, sind jetzt immer mehr so schwarz umranderte Kästchen mit einem Eisernen Kreuz oben darüber: „An der Somme gefallen“. — „In Flandern vermißt“, „Vor Verdun verwundet“, „In Gefangenschaft geraten“, das müssen furchtbar traurige Worte sein, deren Ernst mein Kinderstirn noch gar nicht faßt, noch gar nicht fassen kann. Die Menschen, die diese Worte sprechen, sehe ich nicht mehr vor mir, aber der Tonfall, der Klang, der diese Worte damals begleitet hat, liegt mir noch in den Ohren.

Einmal ist auch mein Freund gelaufen gekommen, der ein Jahr jünger ist als ich und Ostern „erst“ in die Schule gekommen ist, hat sich wichtig vor mich hingestellt — ja, ich sehe ihn, als wenn es gestern gewesen wäre — und dann lächelnd gesagt: „Du, weißt du schon? Mein Vater ist gestern gefallen!“ Gefallen? Gefallen? Aber das ist doch genau so wie tot. Und dann lacht man doch nicht, dann ist man traurig! Und die anderen müssen zu den Verwandten des Gestorbenen sehr nett sein. Groß, ganz groß sehen mich die Augen meines Freundes an, er erwartet, daß ich etwas sage. „Da!“ sage ich nur und drücke ihm kurz entschlossen meine schönsten Bleisoldaten in die Hand. Dann bin ich fortgelaufen.

Mein Vater ist nun auch Soldat geworden. Schon vor einigen Monaten ging er zur Musterung auf die Eintracht. Um 4 Uhr verließ er das Haus. Um ½3 fragte mich jemand nach ihm. Stolz warf ich mich in die Brust: „Der Vater? Der ist doch schon lang im Krieg!“ — Nun ist er wirklich schon lang im Krieg. An jedem dritten oder vierten Tag ist eine Karte von ihm da oder ein Brief. Wir stürzen dann alle auf die Briefträgerin zu und reißen ihr die Postfächer, die den Stempel „Feldpost“ tragen, regelrecht aus der Hand, lesen und sind froh, wenn wir wissen, daß es ihm gut geht. Wie eigenartig ist das doch, so ganz ohne Vater! Die Mutter ist jetzt nur noch ganz kurze Zeit am Tage mit uns zusammen. Sie muß Vaters Platz im Geschäft einnehmen, muß an Vaters Stelle arbeiten, damit wir leben können, zu essen haben. Das ist nämlich gar nicht mehr so selbstverständlich, daß man auf jeder Schnitte Brot Butter hat, daß Mittags eine Schüssel mit dampfenden Kartoffeln auf dem Tisch steht. Ja, die Kartoffeln fehlen auf einmal ganz, und dann gibts Kohlraben, Kohlraben und immer wieder Kohlraben. Mir schmecken sie sehr gut, und ich kann nicht verstehen, daß manche Leute sie leid sind. Dann bleibt auch die Milch oft aus für das Schwesterchen. Das muß alles irgendwie mit dem Krieg zusammenhängen. Jedenfalls sagen das die Leute, und dann wird es wohl so stimmen.

Eines Morgens werde ich wach. Verwundert reibe ich mir den Schlaf aus den Augen: Was liegt da auf dem Stuhl



Ausmarsch.



Liebesgabensammlung.



Ostpreussische Flüchtlinge.

vor meinem Bett? Eine feldgraue Soldatenmütze! Wie kommt die denn nur dahin? Einerlei! Ich setze sie auf und stoßere zur Mutter ins Nebenzimmer. Sie schläft noch. „Mutti, Mutti, guck' doch mal! Fein was?“ Hat sie erstaunte Augen gemacht. Und dann sehen wir beide, daß über dem Stuhl an ihrem Bett ein breiter schwarzer Federriemen hängt mit einem richtigen Bajonett daran. „Junge, der Vater!“ Wir beide stürzen ins Fremdenzimmer — und richtig! Da liegt er im Bett, tief in die unbezogenen roten

Rissen eingewühlt und schläft und schnarcht. Schnarcht genau wie früher, in dem gleichen vertrauten Ton, den ich schon so lange nicht mehr gehört hatte. Ist das eine Freude gewesen! Nachts um 2 Uhr war er gekommen. Unten an der Treppe hat er seine schweren Stiefel ausgezogen, ist ganz leise durch unsere Schlafzimmern gegangen, um uns ja nicht zu stören, hat an unseren Betten gestanden und jedem etwas Soldatisches hingelegt zur Überraschung. Ich bin in diesen Tagen sehr stolz gewesen. Gibt es denn auch für einen sechs- bis sieben-jährigen Jungen etwas Schöneres, als von einem richtigen feldgrauen Soldaten an der Hand genommen zu werden und mit ihm über die Straße zu gehen, mit einem Soldaten, zu dem man sogar „Vater“ sagt?

Während seiner kurzen Urlaubszeit hat Vater dann in einem kleinen Hinterhaus im Garten einen Stall eingerichtet, und am letzten Tage, ehe er fortging, wurde eine dicke braune Kuh hineingeschoben. Die Freude über diesen neuen Hausgenossen, dem wir sogleich den Namen „Dicke Bertha“ geben, hat den Abschied des Vaters ganz verwischt. — Nun muß ich an jedem schulfreien Morgen eine Kanne Milch zur Milchzentrale bringen. Hier herrscht immer ein dröhnender Lärm. Maschinen summen, laute Stimmen unterhalten sich und versuchen, das Geklapper von vielen Blechgefäßen zu übertönen. Überall aber tropft es und ist ungemütliche Nässe. Außer dem Klassenzimmer aus meinem ersten Schuljahr mit dem durchdringenden Geruch und den fahl-grauen Wänden, an denen ein wirklich verirrtes Hänsel-und-Gretel-Bild hängt, ist mir kein Raum in so unangenehmer Erinnerung geblieben wie diese Milchzentrale.

Glocken läuten. Nicht froh, nicht Sieg verkündend. Schwer und ernst hallen die dumpfen Töne durch die Stadt. Alle Fahnen hängen auf Halbmast. Wir Schulkinder umsäumen die Frankfurter Straße bis zum Lindenberg-Friedhof. Manche von uns halten kleine schwarz-weiß-rote Fahnen, an denen schwarze Trauerschleifen befestigt sind. Trommeln wirbeln in einem bedrückend langsamen Takt. Eine gedämpfte Marschweise ertönt, die man nun schon so gut kennt: „Ich hatt' einen Kameraden...“ Und so tragen sie einen der Besten unserer Stadt zu Grabe: Fliegerleutnant Heinrich Gontermann. Ich sehe einen feldgrauen Offizier, der auf einem schwarzen viereckigen Kissen die Orden des gefallenen Helden trägt: das „Eiserne Kreuz“ und den „Pour le mérite“. — „Vergeßt das nie: Er starb für euch!“; so hatte am Morgen der alte Lehrer zu uns gesagt, und so wird man es behalten: der dort, den jetzt die schwarz-behangenen Pferde vorbeiziehen, er starb für euch.

Aus irgendeinem Grund sind Mutter und ich nach Köln gefahren. In einem Hotel in der Nähe des Bahnhofs wollen wir übernachten. Ich habe viel gesehen an diesem Tage und bin sehr müde. Draußen ist es schon dunkel und Mutter bringt mich zu Bett. Sie gibt mir den Gutenachtkuß und sagt, daß sie gleich wiederkommen wird. Dann bin ich allein. Ein seltsames Gefühl, zum ersten Male so ganz allein in einem fremden Haus, in einem dunklen, fremden Zimmer. Aber ich bin doch kein Angsthase! Ich habe doch einen Vater „draußen“, im Krieg! Und außerdem bin ich viel zu müde zum Fürchten. So schlafe ich einfach ein. Da! — plötzlich schrecke ich auf. Mein Gott, was ist das? Was heult denn da so? „Hoo-uuuuuu...“, immer lauter, immer schauerlicher — die ganze Luft scheint auf einmal zu heulen. „Mutter! Mutter!“ In wahnsinniger Angst halte ich mir die Ohren zu. Umsonst! „Hoo-uuuuuu...“ Nun höre ich auch noch gellende Stimmen: „Glliii-ger! Glliii-ger!“ Im Haus werden Türen geschlagen, es klingelt ununterbrochen, Menschen hasten an meinem Zimmer vorbei. Und immer wieder: „Hoo-uuuuuu...“ Lebend ziehe ich mir die Bettdecke über den Kopf. Nun ist das schauerliche Getöse wenigstens nicht mehr ganz so laut. „Lieber Gott, laß doch die Mutter bald

kommen! Bitte, bitte laß doch die Mutter bald kommen!“ Da wird auch schon die Bettdecke hochgerissen, und im Dunkeln sagt eine — ach so liebe! — Stimme: „Komm schnell, hier die Pantoffel und dein Mantel!“ Das Heulen draußen hat etwas nachgelassen. Aber da — ganz deutlich höre ich ein noch viel unheimlicheres hohles Brummen, Rollen, Bohren „Rrrrrr...“. Immer stärker wird es, immer dichter — immer aufdringlicher „Rrrrrr...“. Und dazwischen heult es in kurzen Abständen wieder auf: „Hoo-uuu...“ Wir laufen im Dunkeln viele Treppen hinunter und kommen schließlich in den Keller. In einem kleinen Raum, in dem viele Menschen zusammenhocken. Auf Kisten und Säffern sitzen sie. Weinende Kinder kauern auf dem Boden und werden von beklemmend leise flüsternden Stimmen getröstet. Unruhig und ängstlich flackert in der Mitte eine trübselige Kerze. An den schmutziggroßen Wänden tanzen verzerrte Schattenbilder auf und ab. Ganz fern, weit ab hört man noch das hohle Brummen. Da! — ein wahnsinniges Krachen, Poltern, Splittern — schrill gellt eine Frauenstimme auf. Der Boden scheint ein wenig zu beben. Lähmende Stille im Raum, kein Weinen, kein Flüstern mehr. Nur das gleichmäßige, aufreibende Bohren „Rrrr...“. „Das hat ganz in der Nähe eingeschlagen“, sagt eine beklommene Stimme, und nun beginnt das leise Weinen und das tröstende Flüstern wieder, so eintönig, daß mir die Augen zufallen und ich müde meinen Kopf in Mütter Schoß lege. Noch einmal schrecke ich auf — es hat wieder so gekracht. Aber diesmal viel dumpfer, ganz in der Ferne. Dann weiß ich nichts mehr. Als ich schließlich aufwache, liege ich wieder in meinem Bett, und es ist heller Tag. Mutter zieht gerade die Vorhänge auf und läßt die Morgen Sonne herein. Alles ist friedlich, ruhig. Mir scheint, als ob ich schwer geträumt hätte. Aber da — da — das Heulen, da ist es wieder. „Mutter, die Flieger, die Flieger!“ „Aber Junge, das ist doch nebenan die Eisenbahn.“ Lange noch habe ich Herzklopfen bekommen und mir die Ohren zuhalten müssen, wenn zu Hause die Fabrik sirenen heulten. Und auch heute noch packt mich, wenn ich eine Sirene höre, ein gewisses Unbehagen. Ich muß dann an einen trostlosen Keller denken, in dem flüsternde und wimmernde Menschen um das armselige Geklacker einer Kerze kauern. Wenn auch heute niemand mehr „Glliii-ger!“ schreit, das große Grauen, das mich damals erfaßte, es steht dann deutlich wieder vor mir — als eine Erinnerung, die ebensowenig weichen wird wie das „Dschingherassabumm“ und das Lied vom Argonnerwald.

Es ist Krieg, Krieg, Krieg! Langsam, ganz langsam wird man wacher, wächst man mit unheimlicher Sicherheit in ein mehr ahnendes als wissendes furchtbares Begreifen hinein. Wenn auf den Rädern keine Gummireifen mehr sind und morgens die Arbeiter mit ratternden Stahlreifen zur Schicht fahren, dann ahnt man: Das kommt vom Krieg! Wenn zu Hause nun zwei bleiche, magere Kinder mit am Mittagstisch sitzen, dann weiß man von selbst: Das macht der Krieg! Und wenn am Bahnhof immer häufiger lange Züge halten, an deren Wagen rote Kreuze angemalt sind, dann sagt man zu sich: Das ist der Krieg! Eiserner Ernst ist um uns, und wir Kinder begreifen ihn. Wir empfinden den schwer über allem Leben lastenden Druck — und trotzdem: „Wir bleiben Kinder, werden nicht etwa altklug oder so etwas Ähnliches. Wir sind Kinder wie eben immer Kinder sind — mag sein, daß wir in kommenden Zeiten früher selbständig sein werden, vielleicht auch einmal eigene Wege gehen werden — aber noch sind wir Kinder, nicht besser und nicht schlechter als jene „glücklicheren Friedenskinder“.“

Und Kinder können grausam sein, sehr grausam. Es war im dritten Schuljahr. Seit einigen Tagen hatten wir festgestellt, daß mal bei diesem, mal bei jenem in der großen Pause das Frühstücksbrot fehlte. Es konnte gar nicht anders sein,

Der Geist
des
Friedens.
Federzeichnung
von
Theo Schlüter.



als daß irgend jemand aus der Masse stahl. Und richtig! Als sich eines Tages auch der Werner S. meldet, sein Butterbrot sei gestohlen worden, da steht der kleine Gerhard R. auf und sagt, daß er gesehen habe, wie in der großen Pause die Emmi R. sich etwas aus dem Ranzen des anderen genommen habe. Dreiundvierzig Augenpaare starren mitleidlos die Emmi R. an. Natürlich! Warum war man nicht gleich auf den Gedanken gekommen? Wer hätte es auch eigentlich anders sein können als diese unbeliebte R. mit dem farblosen, häßlichen Gesicht? Die Übeltäterin steht wie das leibhaftige schlechte Gewissen mit gesenktem Kopf da. „Wem hast du das getan?“, zweimal muß der alte Lehrer seine Frage wiederholen. Dann hören wir alle ein verdissenes, troziges: „Weil ich Hunger hatte!“ Unerhört, diese Frechheit! Dreiundvierzig Jungen und Mädchen sind empört über die Selbstverständlichkeit, mit der die R. ihr eigenes Verbrechen ansieht. Dreiundvierzig erbarmungslose junge Menschen eripfinden Befriedigung bei der Tracht Prügel, die er nun für die

häßliche R. setzt. Ihr heiseres Weinen rührt uns nicht. Im Gegenteil! Eigentlich hätte sie noch viel mehr verdient. Wenn sie Hunger hat, dann soll sie sich gefälligst selbst etwas zu essen mitbringen. Die Diebin! Ja — unwissende Kinder können erschreckend grausam sein. Aber gewirkt hatten die Prügel. Schon am nächsten Tage hat die von uns nun Gemiedene ihr eigenes Butterbrot, das sie still und mit Behagen, ohne sich um uns zu kümmern, ohne auf unsere feindlich lauernden Blicke zu achten, verzehrt. Fünf oder sechs Tage später kommt Gerhard R., der ja immer alles ausspioniert und überall seine Nase hereinsteckt, wichtig angelaufen: „Wißt ihr, was ich eben gesehen habe?“ —?— „Denkt euch, der Lehrer hat gerade der R. sein Butterbrot gegeben!“ Auf einmal wird es merkwürdig still, merkwürdig beklommen. Man erinnert sich auch, daß der Lehrer in den letzten Tagen, wenn er während der Pause mit dem Rektor im Hof auf und ab geht, gar nicht mehr frühstückt. Verlegen geht man auseinander. Schon streicht der eine oder andere um die R.

herum, die uns keines Blickes würdigt und ruhig an ihrem Brot knabbert. Auf einmal betrachtet man sie mit ganz anderen Augen. Langsam beginnt man Zusammenhänge zu ahnen, kombiniert etwas, fühlt es dann dunkel und weiß es schließlich mit felsenfester Bestimmtheit: Auch das ist der Krieg! —

Auf einmal reißt mein Erinnern ab. Es scheint so, als ob das, was im Spätherbst 1918 sich ereignete, so ungeheuerlich, so aufwühlend war, daß es einfach über alles früher Erlebte hinauswuchs.

„Aus!“ rief mein Großvater eines Abends plötzlich, als ich bei ihm saß und auf meiner Schiefertafel eine Rechenaufgabe löste. Er warf die Zeitung in eine Ecke, nahm in großer Erregung seine Pfeife und lief in den Garten. Ich holte mir das Blatt hervor, und da las ich denn in riesigen Buchstaben: „Der Kaiser abgedankt!“ oder so ähnlich. Noch verstand ich nicht den Sinn der Worte, aber etwas Schlimmes mußte es schon sein, wenn es den ruhigen Großvater so aufregte. Still nahm ich meine Schiefertafel und ging zur Großmutter in die Küche und fragte sie, was das ist, wenn der Kaiser abdankt. Da hat sie mich ganz furchtbar erschrocken angesehen und ist schnell mit mir in das andere Zimmer gelaufen, wo die Zeitung lag, und hat alles gelesen. Dann hat sie mich wieder mit in die Küche genommen und mir den Sinn dieser drei schicksalsschweren Worte erklärt, und die Tränen sind ihr dabei die Backe heruntergelaufen. Das ganze schöne, beinahe heilige Weltbild, was ich mir mit meinen acht Jahren von lieben Menschen hatte bauen lassen — in dieser Stunde brach alles in sich zusammen. Bettelarm

wurde ich an diesem Abend und leer, so leer im Innern ging ich zu Bett. Alles aus — alles vorbei! An diesem Abend habe ich nicht gebetet. Heimlich habe ich in meine Kissen geweint — bis ich einschlief. Die Erkenntnis, daß es kein Christkind, keinen Nikolaus und auch keinen Klapperstorch gibt, sie hat mich später nicht so erschüttert, mein Denken nicht so aus dem Gleis geworfen wie das Verstehen der nackten Tatsache: der Kaiser, dessen Bild gestern noch mit Blumen bekränzt wurde — heute bewirft man ihn mit Schmutz! Ich war irre geworden am Leben und an den Menschen, die sich in dieses Geschehnis und in alles, was ihm folgte, als in eine unabänderliche Selbstverständlichkeit fügten. Gerade diese Selbstverständlichkeit, mit der man sich

Werte und Größen von heute am nächsten Tage von einigen wenigen hergelaufenen Gefellen mit roten Schlipfen zertrümmern ließ, war für mich die bitterste Erfahrung jener Tage. Ins Unwesentliche, gänzlich Nebensächliche sank für mich das andere oft in diesen Tagen gehörte Wort vom Kriegsende. Was sollte denn aufhören? Etwas, was eigentlich immer da war, solange ich denken konnte. Etwas Furchtbares sollte nicht mehr sein, ein Druck sollte fortfallen, der mir aber eine Selbstverständlichkeit war, unter dem ich doch aus

einem goldenen Traum in ein langames Erwachen hineingewachsen war. „Frieden!“ das Wort besagte mir gar nichts. Ich kannte es ja nur dem Namen nach und aus dem Reden der Erwachsenen. „Damals, im Frieden...“ und die Erzählung, die auf diese Worte folgte, hatte mir immer genau so geklungen wie das, was zwischen den Worten war: „Es war einmal“ und „Wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute.“ Halt, nein! Etwas mußte ich doch aus dieser glücklicheren Zeit aus eigenem Erleben. Ganz dunkel, ganz fern konnte ich mich daran erinnern, daß „im Frieden“ morgens immer so kleine gelbe Dinger ins Haus gebracht worden waren, „Brötchen“ wurden sie genannt. Wenn es die jetzt wieder geben sollte — nun gut, das wäre ja ganz nett. Sonst konnte ich mir unter dem Wort „Frieden“ absolut nichts Wirkliches vorstellen. Ich war auch innerlich viel zu schmerzhaft mit der erlebten Umwälzung beschäftigt, als daß ich mir eine Friedenszeit in Gedanken hätte ausmalen können. Eine unerklärliche Traurigkeit nahm innerlich von mir Besitz, ließ mich über die Worte „verloren“ und „umsonst“ nach-

grübeln und wohl auch meine kleine Hand zur Faust ballen, wenn ich Namen wie „Wilson“ und „Scheidemann“ hörte. Ganz tief zu innerst, in dem verstecktesten Winkel meiner Erinnerung aber barg ich einen köstlichen Schatz, der mir niemals wieder entrisen werden konnte: die Eindrücke, die ich als vier- bis fünfjähriger Wicht hatte aufnehmen können. Es waren Liedanfänge, Worte und Namen. Wie wenig — und doch wie viel! Wie reich haben sie mich gemacht. Ich bewahrte ja nicht die Melodie, nicht den Sinn der Worte und auch nicht die Bedeutung der Namen, sondern nur das Leuchten, das in jener Zeit war, als ich das alles hören konnte. Und damit bewahrte ich den Geist, aus dem heraus einmal gesungen, gesprochen und gehandelt wurde!

Ich habe gedacht, da stehen zu müssen.

Sehen Sie, so viele gingen. Ich bin ein

alter Mann; wenn die Jungen sehen,

daß ein so alter Kerl seine Pflicht tut,

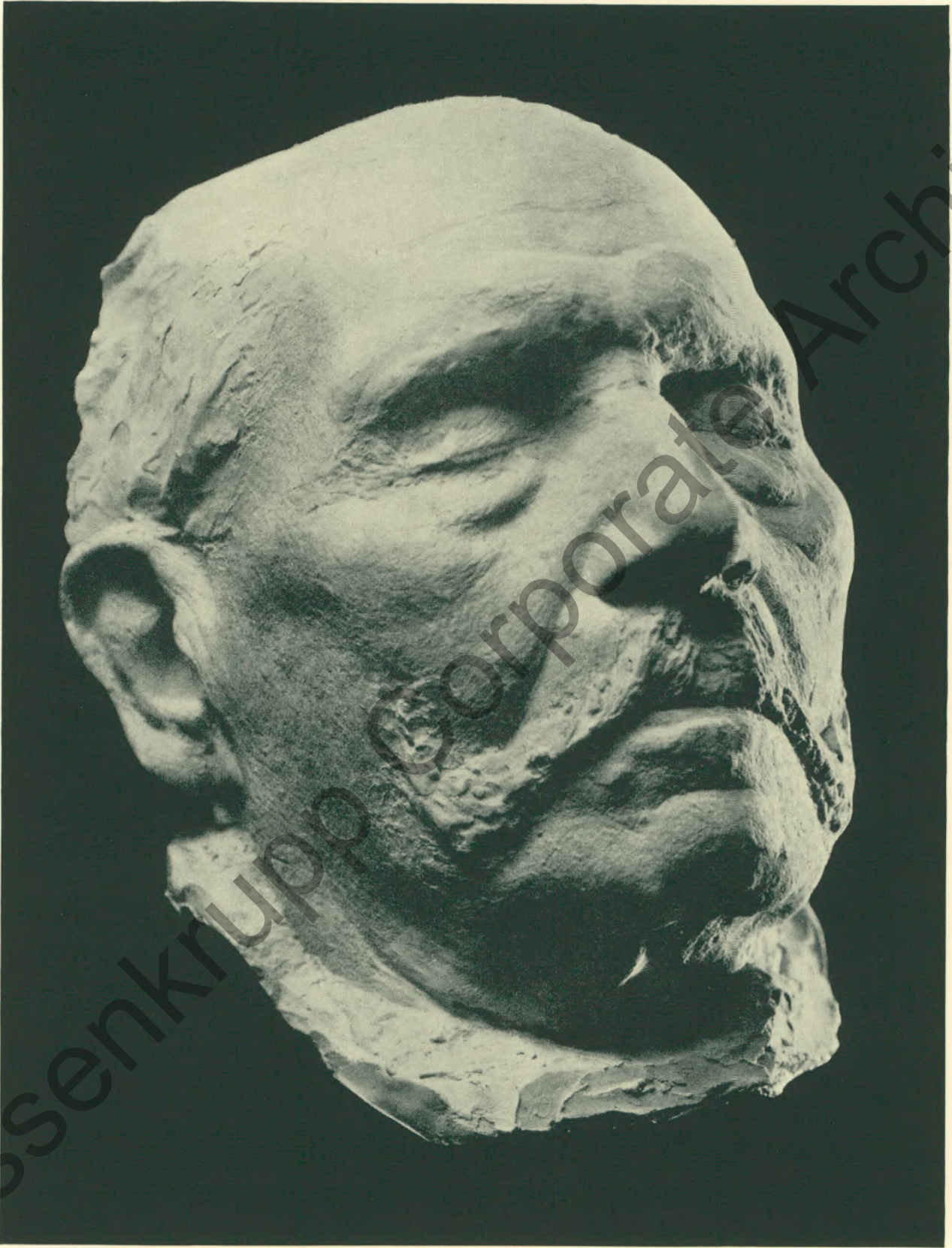
werden sich doch manche besinnen. Ich

bin todmüde, aber ich werde stehen, bis

ich umfalle, solange dieser alte Körper

noch zu etwas gut ist... für ein Beispiel.

von Spindlerberg.



Hindenburg.

Von Walter Flex

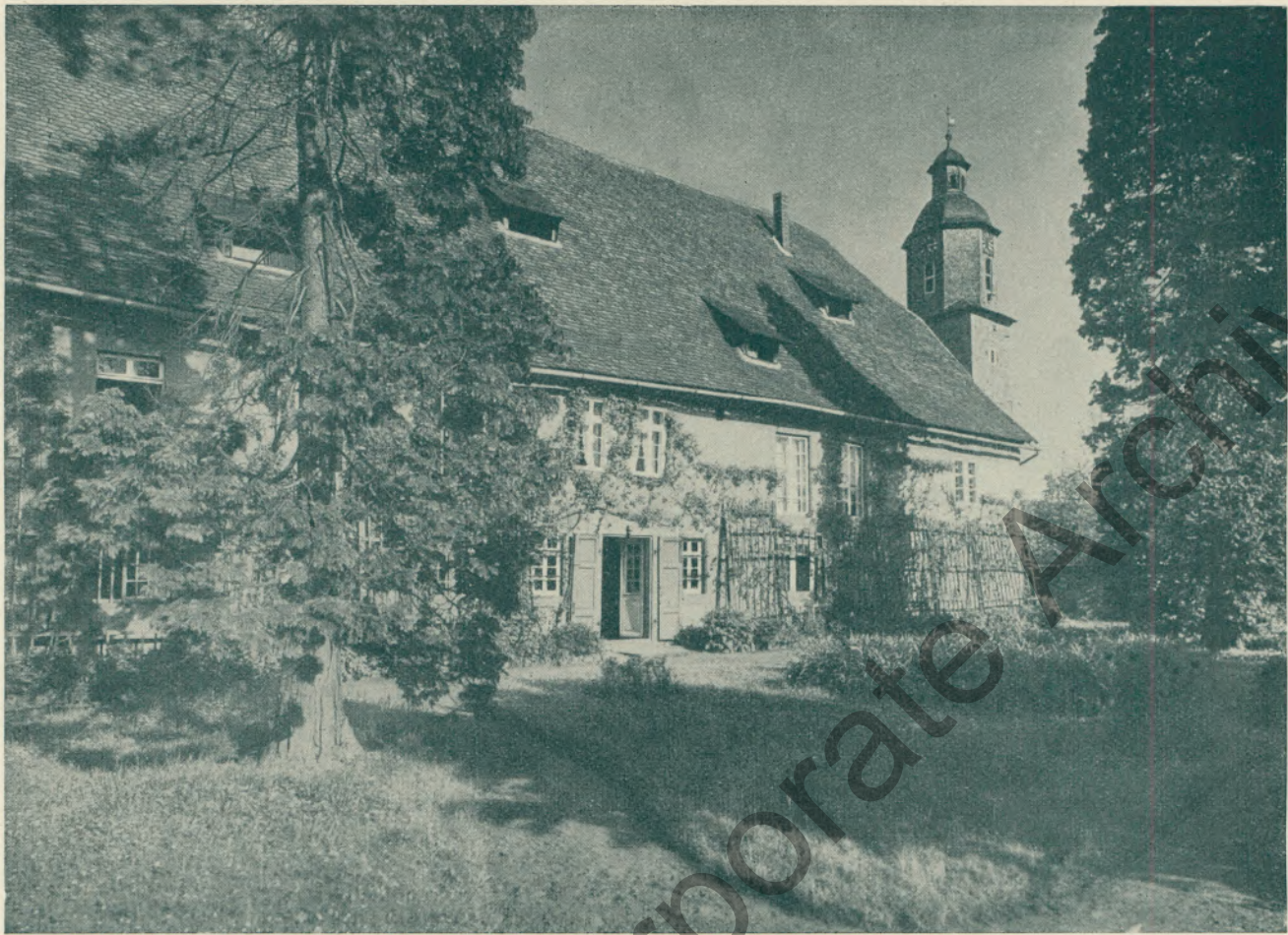
Gefallen beim Sturm auf Oesel 1917.

Mutter, ach Mutter, was läßt du uns hungern?
Still, Kind! Hindenburg schafft uns Brot.
Vater, wir müssen im Elend hungern.
Still, Junge! Hindenburg weiß unsere Not.
Vertrauen, Vertrauen, Vertrauen ist not.
Vertrauen im Sterben, Vertrauen im Hungern:
Hindenburg! Hindenburg! Hindenburg!

Schlachten erfindend, erdenkt er den Frieden,
Diener des Lebens, beherrscht er den Tod.
Klopfende Herzen und dröhnende Schmieden
Hallen und schallen von seinem Gebot.
Vertrauen, Vertrauen, Vertrauen ist not.
Vertrauen ist Sieg, Vertrauen ist Frieden.
Hindenburg! Hindenburg! Hindenburg!

Werden wir sterben? Werden wir leben?
Himmel, ach Himmel, was flammst du so rot?
Brüder, die Antwort ist euch gegeben:
Fragt nicht! Schlagt eure Fragen tot!
Vertrauen, Vertrauen, Vertrauen ist not.
Deutschland wird unseren Tod überleben.
Hindenburg! Hindenburg! Hindenburg!

(Aus: „Im Felde zwischen Nacht und Tag“.)



Lichtbilder: Schaumböfchel, Kassel.

Die Gartenſeite des Kloſterhauſes zu Lippoldsberg an der Weſer, Wohnſitz von Hans Grimm.

Hans Grimm, der Deutſche.

Von Johan Luzian.

Im Jahre 1896 ging ein junger deutſcher Mann nach Port Elizabeth ins engliſche Kapland. Er war dort als Clerk in einer Handelsgesellſchaft verpflichtet. Eine ſehnige, lang aufgefchoffene norddeutſche Geſtalt. Innerlich etwas ſcheu, aber dann gab er ſich ſelber gewiß einen energiſchen Ruck. Hans Grimm — dies war der Name des angehenden Kaufmanns, der da an Bord eines engliſchen Dampfers ſtand, um nach Südafrika zu fahren — war einer unter vielen Tauſenden junger Deutſcher, die alljährlich in die Welt hinausfahren, um ein rafcheres Glück zu ſuchen, oder in die Welt fahren mußten, weil daheim kein rechter Platz für ſie war. Es war keine ſchlechte junge Mannſchaft, die auf allen Schiffen über die Meere fuhr, vielleicht für immer fort von der Heimat. Mut zeichnete ſie aus, Unternehmungsluſt, Anſpruchsloſigkeit, Wille zum Vorwärtſkommen oder aber jene feſtliche jugenhafte Kühnheit, jener abenteuerliche Traum von den gefährlichen Ländern der Glückſucher, auf die ein Volk ebenſowenig verzichten kann, wenn es nicht nüchtern und ſpießbürgerlich werden will, wenn es Moſt in ſich birgt, der gärt, der ein Volk fröhlich zu machen weiß.

In einer ſeiner neuſten Erzählungen, „Der Händler“ (die in ſeinem ſieben erſchienenen Bande „Lüderigland“ enthalten iſt), heißt es zum Schluß von einem Manne, der ſich als erſter weißer Kaufmann unter den Hereros niederzulaffen wagte, der beim Aufſtand dann nach tapferer Verteidigung in ſeinem Hauſe erſchoſſen wird: „Dem Kaufmann iſt alſo

geſchehen wie vielen Deutſchen, deren Leib auf ſchwere Weiſe eins geworden iſt mit der harten heißen Erde von Südweſt. Er war gleich den meiſten ſeiner Landsleute weder ein Negerausbeuter noch ein Gewaltmensch, noch ein Eroberer, ſondern ein fleißiger Kleinbürger, der einen etwas rafcheren Aufſtieg ſuchte, als die alte Heimat ihn zu bieten vermochte. Er wurde wie die anderen auf ſeinem neuen Wege bei Sonne und größerer Freiheit immer näher an das Schickſal gerückt, er ſtand ihm eines Tages einſam gegenüber, ganz erbarmungslos Auge in Auge, und dann zeigte ſich freilich vor dem Unabwendbaren auch bei ihm ein Stück Heldentum.“

Vor einigen Monaten war ich dabei, als Hans Grimm davon erzählte, daß er für ſeinen Sohn, der Landwirt werden ſoll, ein Gut kaufen möchte. Aber er könnte ſchwer etwas Paſſendes finden, denn er wünſchte ſich und ſeinen Nachkommen ein Stück Land, „bei dem man nicht von jedem Punkt aus mindeſtens ein Haus ſieht“; ſo ungefähr ſagte der Dichter. Hans Grimm hat vierzehn Jahre in Südafrika gelebt, er hat am Fluſſe Naloon eine Farm beſeſſen, abends iſt er aus der Stadt Eaſt-London nach ſeinem Hauſe hinausgeritten, und dort hat er einſam und abgeſchloſſen in ungeheurer Weiſe mit ſeinem farbigen Diener, ſeinen Büchern, ſeinen Hunden, ſeinen Gewehren ſich von der Büroarbeit in der heißen Stadt ausgeruht. Dort hat er dann auch die erſten Novellen geſchrieben, dort hat „der Dämon“ ihn ergriffen, auf den ſeine Mutter, die an den heimlichen Dichter in ihm lange Jahre unverbrüchlich glaubte, baute.



Das Arbeitszimmer.

Vielleicht wäre Hans Grimm ohne dieses Erlebnis der Einsamkeit, der afrikanischen großen Maßstäbe, niemals der Dichter geworden, der er ist. Vielleicht wäre er ohne die Berührung mit der englischen Welt auch niemals der Deutsche geworden, der er ist. Der Deutsche, der volkspolitisch dachte und schrieb, als es dreiundzwanzig Parteien und mehr in der Politik gab, der als Auslandsdeutscher niemals früher an einzelne Länder dachte, sondern in dem Begriff Heimat, Vaterland immer das ganze, große Volksdeutschland sah. Das ist heute selbstverständlich, aber noch 1926, als sein Buch „Volk ohne Raum“ erschien, war es eine unerhörte Tat, das kämpferisch auszusprechen. Und weil er sich von diesem Buche mit der seelischen, der soziologischen, der politischen Erkenntnis seines damals fünfzigjährigen Lebens, in dem vierzehn Jahre Ausland und vier Jahre Kriege- und Musketendasein enthalten waren, mehr versprochen hatte als nur einen literarischen Erfolg und eine hohe Auflage, weil er geglaubt hatte, das Buch „Volk ohne Raum“ müsse eine größere Aufgabe erfüllen können, deshalb war er lange Jahre nach dem Erscheinen von der politischen Nichtwirkung des Buches enttäuscht, wie er in einem Aufsatz in seinem Buche „Der Schriftsteller und die Zeit“ schreibt. Aber die Enttäuschung bestand zu Unrecht; denn „Volk ohne Raum“ hat gewirkt und die Geister gesammelt, es hat in der Stille, aber auch in der lauten Bekämpfung, die es erfuhr (die Frankfurter Zeitung schrieb, es sei „gekommte Barbarei“), die Deutschen aller Stände gesammelt Jahr für Jahr bis zur nationalsozialistischen Revolution und heute noch. Und die schönste Anerkennung, die sich der Dichter wünschen konnte, lag wohl darin, daß im vorigen Jahre anlässlich der Weltausstellung in Chicago neben den sechs hervorragenden deutschen Leistungen auf technischen und wirtschaftlichen Gebieten auch ein einziges deutsches Buch be-

stimmt wurde als weltbeachtliche Leistung deutschen Geistes: „Volk ohne Raum“ von Hans Grimm!

Der Gedanke des „Volk ohne Raum“ ist nun oft mißverstanden worden und wird heute vielleicht immer wieder einmal mißverstanden oder mißdeutet mit der einfachen Erwiderung, es handle sich um koloniale Utopien darin, gegen die die wirtschaftliche Erschlaffung in der ganzen Welt, also die Unrentabilität von Kolonien, spräche. Oder aber die klügere Entgegnung wird sein: ein Volk mit wachsender Bevölkerungszahl könne sich durch Intensivierung des Binnenmarktes, seiner Industrie, seiner Landwirtschaft anpassen und erhalten. Beide Gegenargumentationen haben etwas Richtiges und etwas Falsches. Das Falsche liegt darin, daß ein Volk durch allzu große Enge und durch allzu große Sparsamkeit und „Quälerei“ seelisch so ernüchtert, daß es sich wohl erhalten, aber nicht auf die Dauer jung und fröhlich bleiben kann. Und um nochmals auf die Worte von Hans Grimm im „Händler“ zurückzukommen, da nicht jeder Mensch es verträgt, sein Erdverlangen in Schrebergärten, sein Entwicklungsverlangen in Gemeinschaftsgruppen zu befriedigen, daß er vielmehr „bei Sonne und größerer Freiheit immer näher an das Schicksal gerückt werden“ will und daß sich dann erst, auf sich gestellt, bei solchen Menschen „ein Stück Heldenstum“ zeigt. Gerade hierin mag ein Wesenszug der nordischen Rassegruppe zum Ausdruck kommen, deren Menschen sich langsamer, schwerfälliger, hemmungsvoller gegenüber beweglicheren Rassegruppen im deutschen Volke entwickeln. Cornelius Friebott, der Held in „Volk ohne Raum“, und Kersten Dähring im „Ulfucher“ sind solche Menschen. Wir Norddeutschen brauchen Weite, brauchen Stille, brauchen Raum im materiellen und geistigen Sinne; wenn wir aufeinanderhocken müssen, werden wir aufreißerisch, verbittert, gehemmt. „Der deutsche Mensch braucht Raum um

sich und Sonne über sich und Freiheit in sich, um gut und schön zu werden!" sagt Hans Grimm, und hier überträgt er eine ausgesprochen norddeutsche Anschauung auf unser ganzes Volk.

Die kolonialen Ideen, soweit sie in Hans Grimms Dichtungen und Aufsätzen enthalten sind, muß man also unter einem höheren Blickwinkel betrachten als unter dem kühler realpolitischer Rechnungen; man muß nicht nur versuchen, einem Dichter zu folgen, sondern auch ein seelisches Verlangen mitzuspüren trachten.

Die Aufgabe des Kolonisierens, des Pionierseins ist eine alte, tiefe Verpflichtung, die unser Volk fühlte und fühlen wird; die Wolgadeutschen, die Siebenbürger Sachsen, die Banater Schwaben, die Deutschen in Argentinien und Brasilien, die Sudetendeutschen, die Ostlandfahrer — ungezählte Männer und Frauen unseres Volkes haben „bei Sonne und größerer Freiheit“ in den Jahrhunderten ihre besten Eigenschaften bewiesen, haben andere Völker gelehrt, haben „das Salz der Erde“ einer fremden, aber sich selbst und damit deutschem Ansehen vor Gott erworbenen Erde abgegeben. Und wenn sie auch unserem jetzigen Volkskörper verlorengegangen sind, sie gehören doch zum „Reich“, zum mythischen Reich der Deutschen, sie haben die Säulen dieses Reiches gepflanzt, von dem Josef Magnus Wehner, der Münchner Dichter, denkt und träumt. Und ich glaube, daß unser Volk diese Stützpunkte in der Welt braucht, um seelisch zu wachsen, nicht etwa, um nur Handelsstützpunkte zu haben oder nur sich selbst seinen Kaffee und sein Gummi und seine Karakulwolle zu verschaffen, sondern um immer wieder über den Kirchturm hinaus deutsche Menschen, deutsche Arbeit, deutsche Tüchtigkeit zu sehen und den Schwung nicht zu verlieren. Und die

völkische Sehnsucht, ist sie nicht eines der stärksten, der noch unklarsten, aber gerade darum begeisterndsten Verlangen unserer Zeit? Darum ist auch das Verlangen nach einem außerhalb Europas gelegenen deutschen Reichsland, nach einem Land, mit dem die Seele in Wechselbeziehungen treten kann, nicht aus den unseligen Verhältnissen der augenblicklichen Weltlage, nicht nach bloß wirtschaftlichen Gegebenheiten zu beurteilen, sondern als Ausdruck innerer Jugendkraft von Menschen, als vom Schicksal gebotene und immer neu zu bietende Aufgabe zu bewerten. Vielleicht ist dieses Verlangen heute im neuen Deutschland vorübergehend schwächer; es werden Güter parzelliert, es werden Eidee gebaut, es werden Sümpfe trockengelegt, es werden Straßen gezogen, es wird in der SA. und im Arbeitsdienst jedem jungen Menschen „bei Sonne und größerer Freiheit“ auch die größere Aufgabe gestellt, als sie im normalen Entwicklungsgang und vor allem in der spießerischen Zeit des Liberalismus gegeben war, da von Staats wegen keine kämpferischen Anforderungen gestellt wurden. Aber es wird auch mancher junge Mensch aus ebendieser „Sonne und größeren

Freiheit“ einmal schwer wieder zurückfinden in das einfache, nüchterne Dasein bürgerlicher Berufe. Und wenn man ihnen dann ein Land zeigen könnte, über dem die Farben des Reiches wehten, in dem die deutsche Muttersprache gälte, in dem Deutsche für Deutsche schafften, wohnten sie auch eine Meile oder mehr auseinander, so wäre das keine schlechte Sache, es wäre allein schon die Möglichkeit hierzu ein Trost vor der Ernüchterung und eine Vorbeugung gegen jene wilde Abenteuerlichkeit, die ins Nutzlose führt.

Die Bücher Hans Grimms, die zum Kreis um „Volk ohne Raum“ gehören, also „Der Dlsucher von Duala“, „Das Deutsche Südwesterbuch“ und „Die Dreizehn Briefe aus Deutsch-Südwest“ und das letzte „Lüderitzland“, sind alle aus einer harten und deutschen Wirklichkeit geboren worden. Auch die schönen, in ihrer Schlichtheit doch unerhört künstlerischen und erregenden „Südafrikanischen Erzählungen“, die „Dewagen-Saga“, der „Gang durch den Sand“, der „Richter in der Karu“, sind wohl nur zu einem geringen Teile erfundene Stoffe, in der Mehrzahl werden sie wirkliche Geschehnisse aufgegriffen haben, die dann von der Hand und aus der inneren Schau eines großen Dichters geformt wurden.

Daß Hans Grimm als einer unter Tausenden junger Männer, als schlichter Angestellter einer englischen Firma, in diese fremde Welt hinauskam, das war die Fügung seines Lebens; daß er als norddeutscher, als nordischer Mensch sich nicht rasch anpassen konnte, daß er seine andersgeartete Natur, seine Deutschheit auf solche Weise sehen lernte, war wiederum Fügung. Aber daß er sich niemals von dieser dort drau- gen „störenden“ Deutschheit trennte, daß er sie im Gegensatz zu vielen geradezu als

Zentrum alles Denkens, als Ausgangspunkt aller Wege ansah und in den Zeiten tiefer Not Tausende und Hunderttausende mit sich riß in seine Beshwörung deutscher Volksgemeinschaft, das war sein Verdienst! Und so muß man Hans Grimm nicht nur zu den großen Dichtern, sondern auch zu den großen Deutschen zählen, weil er seine deutschen Erbanlagen nicht seiner Kunst unterordnete, sondern im Gegenteil: seine Kunst in den Dienst einer leidenschaftlichen, kämpferischen Deutschheit stellte. Und was er im März 1931 schrieb, in einem kleinen Nachwort zum „Schriftsteller und die Zeit“, was ganz trocken und sachlich klingt, das ist doch auch, im Grunde genommen, ein dichterisches und gläubiges Bekenntnis nicht nur zum eigenen, sondern auch zum Charakter anderer Völker: „Der Verfasser meint, die eine Verständigung, die noch nicht versucht worden ist, die Verständigung von Nationalismus zum Nationalismus, müsse kommen, und es sei höchste Zeit, daß die Nationalisten aller Völker, jeder nach seiner Möglichkeit, sich dazu auf den Weg machten.“

Und was damals verlacht wurde, ist heute eine nahe politische Wirklichkeit geworden.



Hans Grimm am Fenster seines Arbeitszimmers.

Der Leutnant und der Hottentott.

Eine Erzählung aus Luderikland
von
Hans Grimm.



Das Schußtruppdenkmal in Swakopmund.

Der Leutnant Thilo von Trotha hatte nie gespürt, daß das Leben außer streng und überschäumend auch freundlich sein könne, bis er im Jahre 1899 vom erzürnten Vater in den Burenkrieg gesandt wurde. Er gehorchte voll Empörung; er fühlte sich nicht als Burenfreund und nicht als Engländerfeind und war im Innersten zu sehr preussischer Offizier trotz manchem, um zum Landsknecht zu taugen; er begriff, daß er durch diesen Krieg einer raschen Entscheidung des Schicksals ausgeliefert werden solle und sonst nichts. Das Schicksal entschied in der Tat. Der Mann, der als Kind nie die Mutter und keine Zärtlichkeit erfahren hatte, lernte an Bord des Dampfers eine Schwester kennen, älter als er; er sprach vor der Frau zum ersten Male aus, was ihn drückte, und was vor Männern doch kein Mann aussprechen kann.

Die Schwester gehörte irgendeinem deutschen Pflge-
trupp an, darin jedweder von Menschenliebe und dem festen Glauben, einer guten Sache zu dienen, erfüllt war, und der zu den Freistaatsburen ging. Die Kämpfer und Pfleger trennten sich in Delagoabay und begegneten sich im Kriege nicht wieder.

Der aufgerichtete Leutnant wurde dreimal für die Buren verwundet, das zweitemal schwer; er kehrte nach der ersten und zweiten Verwundung in das Feld zurück, er wurde nach der dritten Verwundung, einem Beinschuß, gefangen. Den Heimkommenden nahm die Armee wieder auf, und der Dienst in Metz unter dem alten Haefeler machte ihm helle Freude.

Aber in der Heimat entstand eine neue Schwierigkeit: der Heimkehrer wollte die Schwester, die ihm in der finsternen

Zeit seiner Seele zu ungekannter heiterer und kräftiger Freundlichkeit verholfen hatte, nicht nur in Briefen Freundin nennen, sondern zur Ehefrau gewinnen. Das, was von beiden an Vermögen nachgewiesen werden konnte, reichte zu der dem heiratenden Offizier vorgeschriebenen Sicherheit nicht aus. Die Frau antwortete: „Ich als Ältere sage nicht ja. Sie sind für Ihren Beruf geboren, und daran darf nicht gerüttelt werden.“ Er entgegnete viele Male: „Ein Trotha bekommt die Frau, die er liebt.“

Da ereignete sich in Deutsch-Südwestafrika der Aufstand der Herero, und mit einem Schlage wurden Truppensendungen aus Deutschland nötig und wurde ein ungewöhnliches Vorwärtkommen möglich. Als der Leutnant sich meldete, wurde er abgewiesen, er ließ sich dadurch nicht einschüchtern. Er teilte der Schwester mit: „Ich gehe also auf eigene Kosten hinaus, ich habe die Zusage, daß ich, einmal draußen, Verwendung finde. Die Kriegsfarm, auf der wir wohnen und glücklich sein wollen, werde ich mir gewinnen; und jetzt fehlt nichts, als daß wir kriegsgetraut werden, und sobald das Land wieder in leidlicher Ruhe ist, und sobald ich soweit bin, kommst du mir nach.“

Diesem Briefe setzte die Schwester kein Nein entgegen. Sie hatte den großen Jungen von Mann gern, sie hatte nicht weniger als er die afrikanische Sonne und Weite und Freiheit — darunter beide gleich anderen Menschenleere verstanden — liebhaben gelernt, und sie meinte und hatte vielleicht nicht unrecht dabei, daß sich der Mann als Farmer von seiner Offiziersberufung nicht allzusehr entferne.



Witboi-Hottentotten als Mitkämpfer auf deutscher Seite im Hererokrieg.

Lichtbilder: Germain-Mauritius.

Der Mann und die ältere Schwester wurden kriegsges-
traut und waren zwölf Tage
lang im Sachsenwalde, gerade
als die Lärche und die Buche
grün und der Frühling warm
und sonnig wurde, sehr glück-
lich miteinander. Danach trat
er ohne sie, aber mit ihrem
Bilde und großen Hoffnungen
im Herzen, die Vier-Wochen-
Reise an in die Dürre und
Überanstrengung und Wasser-
not des Aufstandes hinein, und
sie nahm den Dienst im Kran-
kenhause von neuem auf.

In Deutsch-Südwestafrika
war den Mordtagen im Ja-
nuar und war den ersten Ab-
wehrkämpfen und Vorstößen
der Schutztruppe die Gewitter-
schwüle, die scheinbare Stille
gefolgt, in der ein neuer Füh-
rer und eine frisch zusamen-
gestellte Truppe sich mit dem
ungerohnten Lande und der
fremden Natur und mit ein-
ander vertraut machen zu dem
geplanten großen Schlage.

Bei den noch landfremden
neuen Offizieren und land-
fremden neuen Soldaten ritten
Hilfsvölker, Buren und Ba-



Hendrik Witboi.

starde und Hottentotten, an.
Die Buren kamen als Weiße
und Landeseinwohner einzeln
und freiwillig, die Bastarde
erschieden auf Befehl ihres
Volkschhauptmannes, aber auch
weil die Gemeinsamkeit der
Uniform und des Soldaten-
lebens mit den Weißen ihnen
zusagte. Die gelben Hotten-
totten auf den mageren Pfer-
den kamen nur, weil ihre Ka-
pitäne und allen voran der
Häuptling Hendrik Witboi sie
gesandt hatten.

Bei den Hottentotten wur-
de ein Veritt von dem Unter-
kapitän Cornelius geführt.
Im Ausweis hieß es: der
Unterkapitän Cornelius, der
nicht hochdeutsch gleich man-
chen anderen sprach, sondern
nur Burenplatt oder Hotten-
tottenplatt, wie man die
Mundart nun nennen will, sei
ein Schwiegersohn Hendrik
Witbois. Daß auf Witboi
alle möglichen Rücksichten ge-
nommen werden mußten, war
dem neuen Führer bekannt und
war auch den noch landfrem-
den Offizieren allen deutlich.
Aber wo fangen in einem



Kamelreiterkompanie der deutschen Schutztruppe
in Deutsch-Südwest.

Feldzüge und bei einer unbekannten Menschenpielart, der man doch hinter Stirn und Auge, hinter Wort und Bewegung noch weniger sehen kann, oder — das gilt auch — noch weniger meint sehen zu können, Rücksichten an und wo müssen sie aufhören? Es gab Offiziere aus Deutschland und aus Südwest und gab Südwester Einwohner, die sagten bei sich und voreinander: „Was soll die unzuverlässige gelbe Gesellschaft bei uns? Soll sie sehen, wie's bei uns zugeht? Das ist doch Unfug. Und wer solche Politik empfiehlt, sei er militärischer Distriktschef oder Missionar oder Beamter der Schutzgebietsregierung, der zeigt, daß er in seiner Einbildung das Strammstehen mit dem Manne verwechselt und von Luten und Blasen keine Ahnung hat.“

Der Unterkapitän Cornelius wurde dem Stabe des Obersten Deimling zugeteilt; er meldete sich dort am ersten Tage krank.

Als Thilo von Trotha in Swakopmund eintraf und sich alsbald bei dem neuen Führer, dem General Lothar von Trotha, seinem Oheim, vorstellte, wurde ihm mitgeteilt, daß eine besondere Aufgabe auf ihn warte. Er besaß von seinen Erfahrungen im Burenkriege her ohne Zweifel eine gewisse Landeskennntnis, denn das südliche Afrika sei sich vom Indischen bis zum Atlantischen



General von Trotha
übernahm am 11. Juni 1904 den Oberbefehl
gegen die Hereros.

Ozean in vielem gleich, im meisten ähnlich; Umgang mit Eingeborenen sei ihm nichts Neues, der landesnotwendige Aufklärungsdienst und die landesübliche Gefechtsweise seien ihm vertraut, endlich, er spreche Burenplatt, das mit dem Hottentottenplatt ein und dasselbe sei. Aus diesen Gründen habe man ihn dazu ausersehen, dem Unterkapitän der Bethanierhottentotten, Cornelius, als deutscher Offizier beizugeordnet zu werden. Cornelius und sein Beritt seien zum Aufklärungsdienst bestimmt.

Der Leutnant schrieb sofort nach dem Befehlsempfang an die Schwesterfrau: „Du kannst Dir wohl denken, daß ich mir selbst die Hand geschüttelt habe. Was könnte dem Berufssoldaten lieber sein, als daß er wirklich vorne hinkommt! Und was könnte einem Trotha größeren Spaß machen, als vom Kommiß abgerückt und auf sich selbst gestellt zu sein! Und mit diesem Lande und seinen Farbigen will ich doch in aller Zukunft zusammenbleiben; und da gilt das Wort, daß nur der ein Land richtig kennenlernen, der es auch in seiner Erbarmungslosigkeit erfahren hat, dabei ich unter Erbarmungslosigkeit freilich keine Bosheit verstehe, sondern die Natur, wie sie ist, die den überwindet, der sie nicht bezwingt. Wo begegnete einem die Natur von Land



Der Waterberg,

Lichtbild: Späth-Windhuk.

400 km nördlich von Windhuk, bekannt durch die Entscheidungsschlacht im Hererokrieg.

und Mensch aber rascher und mehr als bei Aufklärung und Patrouille!"

Der Leutnant und die Hottentottenabteilung spielten sich sehr schnell aufeinander ein. Sie waren fortwährend draußen am Feind. Sie stellten fest, wo er zöge und läge, sie belauschten Gespräche an Koch- und Wärmefeuern, sie suchten und prüften Wasserlöcher, sie spürten und erhorchten ziehendes Vieh und Viehposten, sie holten gestohlene Pferde und gestohlenes Vieh zurück und trieben dem Feinde manche Herde selbst ab, wo das durch einen geschickten Handstreich bei guter Verteilung, bei je nachdem lautloser Stille oder lautem Geschrei und Gewehrgeknatter gelang.

Wenn der Leutnant nach seiner Rückkehr und bei anderen Zusammentreffen mit Kameraden merkte, daß er um seines Kommandos willen kaum beneidet, sondern eher bedauert und eigentlich über die Achsel angesehen werde, wunderte er sich immer wieder. Je nach dem Sprecher sagte er dann draußen beim Abtritt von der Messe wohl lachend zu sich: „Na ja, mit Ochsenwagen und Eselkarren mit Bier- und Weinkisten drauf ziehe ich freilich nicht herum und habe sie nie vermisst. Wir sind froh, ich und meine Corneliusleute, wenn wir zu rechter Zeit genug Wasserlöcher mit genug nicht ganz verfaultem Wasser finden für die Pferde und für unsere Kaffeekessel.“ Oder er sagte nicht lachend: „Was soll mir denn bei meinen Kerls fehlen? Sie parieren, sie sind geschickt. Was zu ihnen gehört da draußen, die unabänderliche Sonne des Tages und der blanke nächtliche Himmel und der weite Raum und das immer wartende und selten geschehende Abenteuer, die gehören doch ebenso zu mir, und sie und ich sind darein verliebt.“

In den ersten Monaten des Kommandos des Leutnants Thilo von Trotha, den manche Kameraden zur Unterscheidung den Patrouillen- und Ochsen-Trotha zu nennen anfangen, wegen der von seinen Streifzügen eingebrachten Kinder, meldete sich der Unterkapitän Cornelius feltener krank; dann, als sie immer näher dem Water-

berg aufklärten und den unerhört großartigen Bergstock längst vor Augen hatten, wo eines Tages der Feind eingekesselt werden und der große Schlag erfolgen sollte, huben die ärgerlichen Krankmeldungen des Unterkapitäns von neuem an. Eine Anfrage erging an den Leutnant, was er von diesen Krankmeldungen halte.

Sie ritten in den nächsten Tagen weiter ab vom Feinde, sie sollten Gewißheit schaffen über den Zustand einiger Wasserlöcher im Sandfelde, daran der etwa nach Osten flüchtende Feind und die verfolgende Truppe tränken könnten und müßten. Es war eine gute Gelegenheit zum Fragen und Anknüpfen und Wiederfragen. Der Leutnant sagte: „Das ist doch jetzt ein Leben, das euch gefallen muß. Wenn Kort“ — so nannten alle Eingeborenen den Oberhauptling Hendrik Witboi wegen seiner kleinen zornigen Gestalt — „wenn Kort früher gegen die Herero im Felde lag, hatten er und seine Männer es schwer. Ihr dagegen bekommt reichlich Kost, und Kaffee fehlt niemals, ihr dagegen bekommt Tabak, ihr dagegen bekommt Gold, ihr bekommt Anteil an dem Beutevieh, ihr bekommt jeder sein Maß Schnaps, und wer sein Pferd verliert, bekommt einfach ein gesundes Pferd als Ersatz.“ Der Unterkapitän Cornelius antwortete: was der Leutnant sage, treffe zu. Der Leutnant begann nach einiger Zeit wieder: „Wenn dieses Leben also gut ist, warum wirfst du jetzt so oft krank?“ Der Unterkapitän Cornelius antwortete: „Wir sind seit langem fort von Hause, wir wissen nicht, was zu Hause geschieht.“ Der Unterkapitän sagte: „Ich habe eine Frau zu Hause, ich habe auch Kinder. Beutevieh ist gut, und genug Kost und Kaffee und Tabak und Schnaps sind gut, und Krieg ist manchmal auch gut, aber Frau und Kinder sind besser.“ Der Leutnant antwortete danach zunächst nicht mehr, sondern er dachte alle folgenden Stunden, in denen er neben dem Unterkapitän Cornelius zwischen den zwei Spitzenreitern und dem auf diesem Anmarsche ziemlich dicht



Die Hafenstadt Swakopmund.

Lichtbild: Späth-Windhuk

Eingangs- und Ausgangspforte für die Mitte und den Norden Deutsch-Südwests.



Lichtbild: Germain-Mauritius.

Der Hottentottenhäuptling Hendrik Witboi × im Kreise seiner Unterkapitäne.

Zehn Jahre lang hielt Hendrik Witboi nach seiner Unterwerfung und Begnadigung durch Leutwein die Treue. Im Oktober 1904, nach der Entscheidungsschlacht gegen die Hereros am Waterberg, erklärte der achtzigjährige plötzlich und unerwartet Deutschland den Krieg. Er fiel im Kampf am 3. November 1905.

geschlossenen Geschwader herritt, daß auch er vor allem draußen sei um der wartenden Frau willen.

Am Abend, als sie ein unbekümmertes Wärme- und Kochfeuer wegen der Entfernung vom Feinde anzünden konnten, trieb unauffällig und auch eigentlich unverdächtig ein merkwürdiges Gespräch hoch. Bei diesem Gespräch unterhielten sich die Hottentotten darüber, was durch sie geschähe, wenn sie an Stelle der Herero mit den Deutschen Orlog führten. Der Unterkapitän Cornelius sagte unversehens: „Auf den Leutnant schieße ich im Orlog nicht.“ Und die anderen Großleute des Geschwaders sagten, einer nach dem andern: „Nein, auf dich schösse ich auch nicht.“ Als der Leutnant lachend im Kreise herumfragte nach dem Grunde solcher Schonung, vermochte ihm keiner Antwort zu geben.

Im August geschah der große Schlag, darauf so viel Klugheit und Kriegeskunst und Geld und das höchste Maß an Mut und Anstrengung und Hingabe verwendet waren, und wenn diese Schlacht am Waterberge in Europa gefochten worden wäre, hätte sie damals einen Frieden zur Folge gehabt. In Afrika indessen gilt noch mehr als anderswo der Satz, daß nicht gelungen ist, was nicht ganz gelungen ist. Aus den Gefechten am Waterberg flüchtete der große Rest des Hererovolkes mit dem Reste seiner Herden nach Osten in das durstige Sandfeld und weiter in der Richtung der wasserlosen britischen Kalahari. Die Truppe verfolgte die Flüchtenden, solange es die bekannten Wasserlöcher noch zuließen; und Leutnant Thilo von Trotha und die Hottentotten machten ohne den kranken Unterkapitän Cornelius ein Stück Verfolgung mit. Noch unterwegs hieß es, der Hererokrieg sei vorbei; und als eines der Zeichen wurde der Veritt des Unterkapitäns Cornelius, davon schon etliche Leute im Verlaufe der vorhergehenden Wochen mit ihren Waffen nach Hause desertiert waren, plötzlich in die Heimat entlassen unter Führung des inzwischen wieder gesunden Unterkapitäns.

Der Leutnant Thilo von Trotha bekam im Troffe mit Buren und Bastarden zu tun bei der Entwirrung und Auflösung und Umleitung. Es war ein Kommando, deshalb ihn wiederum wenige beneideten und daran er selbst, da es seinen Wünschen wiederum diente, nicht sehr viel auszusetzen fand. Aber aus der Hoffnung, daß er nach einer Reihe von Wochen die Entlassung erbitten und sich mit den gesammelten

Erfahrungen und dem erworbenen Vieh in eine Art Südwest-er landwirtschaftliche Lehre begeben könne, auf die Farm des Herrn von Heinig, wurde nichts. Denn am 3. Oktober erklärte der achtzigjährige Oberhäuptling Hendrik Witboi durch die widerstrebenden Unterkapitäne Samuel Isaac und Petrus Jod den Deutschen den Krieg, und die Hottentotten ließen den Krieg, wie einst die Herero, unverzüglich durch eine Reihe von elenden Morden beginnen.

Beim Leutnant der Reserve von Trotha wurde angefragt, ob er im neuen Feldzuge als Führer einer Abteilung Buren und Bastarde mittun wolle, die wie der Veritt des Cornelius im Hererokriege vor allem im Aufklärungsdienst verwandt werden sollte.

Der Leutnant schrieb nach Deutschland an die Schwesterfrau: „Ich bin schon auf dem Marsche. Ich komme in jene Gegend, in der ich unsere Farm liegen haben will.“ Er schrieb: „Aber von heute auf morgen geht dieser neue Feldzug nicht zu Ende, soviel weiß ich jezt vom Lande und von den Hottentotten und auch von den englischen und jüdischen Händlern und Agenten an der Südost- und Südgrenze, die die Hottentotten mit Proviant und Munition versorgen und ihnen das Beutevieh und die Beutepferde und was sonst Handelswert hat gern abnehmen.“ Und er schrieb: „Die Hottentotten haben sich in ein furchtbares Unglück hinein schwärzen lassen: der alte Frömmeler Witboi von einem christlichen Schwindelpropheten, die Stämme im Süden von Agenten von jenseits der Grenze, und die Kerls, die bei uns waren, weil sie sich einbilden, nach den Herero würden ihnen die Gewehre abgenommen; im übrigen soll ihnen nach unserm großen Aufwande der Erfolg am Waterberge nicht imponiert haben.“

Zwischen Oktober und März war der Leutnant hundert Nächte draußen auf Patrouille oder auf Streifzügen, bald hier, bald dort. Das Gepäck holte ihn nie ein. Mit so viel Proviant, wie die Packtaschen faßten, ritt er ab in irgendeiner Entfernung, mit einer Wochenration reichste er vierzehn Tage und länger aus. Die Bastarde murrten dann gelegentlich über seine Genügsamkeit. Unter den Hottentotten, ob sie nun Freund oder Feind waren, gewann sein Name fortwährend an Ansehen, und sie erzählten sich hüben und drüben: „Der Lüttnant Ochsen-Trotha braucht nicht zu essen und zu trinken, und er ist auch kugelsicher.“ (Schluß folgt.)

Hochfenzerknall.

Von Dipl.-Ing. Peter Jenz.

Noch sehr deutlich steht mir der Augustnachmittag aus dem Jahre 1910 vor Augen, als wir auf einem belgischen Hochfenzwerk mit dem durchbrechenden Roheisen um die Wette und um unser Leben liefen. Es war ein Montag um die Nachmittagstunde, wo Eisen und Schlacke abgestochen sind, und man am Hochfenz ein bißchen dröselte. Wir saßen, fünf Mann, in der gemütlichen Ecke, gerade vor dem Stichloch, mit den Beinen in der sandgefüllten, molligen Eisenrinne. Jeder hatte die Lute mit dem schwarzen Tabak zwischen den Knien und drehte seine Zigarette. Rein durch Zufall wandte sich einer um und riß den nächsten an der Schulter mit sich fort in einem Satz.

In Brusthöhe war im Hochfenzgestell ein winziges, kreisrundes, weißstrahlendes Loch zu sehen — sehen ist zuviel gesagt, denn sehen, begreifen und rennen war eins —, aus dem schoß wie ein Springquell gerade zwischen uns hindurch ein feiner Eisenstrahl. Der erste Schmelzer hatte — er verdiente am meisten, und mußte auch jetzt der geschickteste sein — noch schnell den eisernen Gong mitgenommen und trommelte, während er hinter den Compfern verschwand, das Signal zum Windabstellen. Aber das konnte nichts mehr helfen; mit Gebrüll hatte sich der innere Druck des Hochfenz bereits zum Gestell hinaus Luft gemacht und mit dem gesprengten Mauerwerk zugleich eine Welle flüssigen Eisens und Schlacke über Arbeitsbühne und Gießhalle geschüttet. Die Elemente hatten freie Hand, und sie raften sich aus. Eine Viertelstunde lang schoß der glühende Schlamm aus dem zertrümmerten Gestell mit Flammengeraus und Donnergetöse, dann war der Ofen leer. Gießhalle, Geleise, alles war begraben unter einer rauchenden Lavadecke. Wir warfen Sand darauf und trafen in unsere Holzschuhe, die wir bis oben hin voll Wasser füllten. So konnten wir an das Loch im Gestell heran und es stopfen. Wenn das Wasser in den Holzschuhen zu heiß wurde, gossen wir es aus und kaltes wieder hinein. Dann kam der Schichtwechsel; die fünf Mann der Ablösung sagten gar nichts, obwohl man dort nicht schweigsam ist, sondern sahen uns nur so an: da habt ihr uns ja etwas Hübsches aufgetischt. Aber sie griffen zu, und noch in der Nacht hatten wir den Schaden geflickt und den Hochfenz wieder in Gang.

Nun kann man sagen: das ist man von lüften Durchbruch und gar keinen anständigen Hochfenzzerknall. Schön. Aber uns hat er gelangt, und da wir das Vergnügen gerade auf diesem Werk fünfmal in acht Tagen hatten, kam uns zum Bewußtsein, wie der kleine Mensch, der solch ein Ungetüm von Ofen jahrein, jahraus lenkt oder zu lenken glaubt, doch immer wieder zu zittern beginnt, wenn die Naturkräfte entfesselt um sich schlagen. Wie kommt es denn überhaupt zu den Unglücksfällen am Hochfenz und namentlich zu den in ihren Folgen so unheilvollen Zerknallen?

Es hat da schon unerklärliche Katastrophen gegeben, die sich mit ihren zerstörenden Kräften an Stellen auswirkten, wo der Techniker sie am wenigsten erwartete. Ein seinerzeit in ganz Deutschland bekannter Fall spielte sich auf der Friedenshütte in Oberschlesien ab. Der Herd der Explosion lag dort allerdings wohl kaum im Hochfenz selbst, aber in den an ihn angeschlossenen Gasleitungen bzw. dem Hochfenzkesselhaus. In diesem zerknallten innerhalb weniger Sekunden zwanzig Kessel und legten das gesamte Hochfenzwerk in Trümmer. Wie das Unglück im einzelnen aufeinanderfolgte, wissen wir nicht; es ist kein Augenzeuge am Leben geblieben.

Ebenfalls von ganz schweren Ausmaßen war der Zerknall eines Hochfenz der Woodward Iron Co. in Amerika, der



Oberer Schacht eines „zerknallten“ Hochfenz.

eine erfolgreiche Ofenreise hinter sich hatte und ausgeblasen werden sollte. Der Ofen hatte gehangen, d. h. es hatten sich in seinem Schacht feste Ansätze und Brücken der zusammengefühten Beschickung gebildet. Diese gaben während des Ausblasens plötzlich nach, die niedergehende Beschickung preßte die Gase im Hochfenzinnern zusammen, wie der Kolben das Gasgemisch im Motorzylinder, sie zerknallten und schossen den gesamten Hochfenzinhalt oben zur Gicht hinaus. Der riesige Hochfenz fiel mit samt seinem Schrägaufzug um und begrub 21 Mann unter sich.

Zwischen diesen beiden Zerknallarten liegen hundert Möglichkeiten. Fast alle sind bisher von den Elementen ausgenutzt worden, und wenn wir uns fragen, wo eigentlich der letzte Grund für diese Geschehnisse lag, müssen wir sagen: Wir wissen es nicht. Denn wenn wir es wirklich wüßten, könnten keine Unglücksfälle mehr vorkommen.

Vielleicht erhalten wir ein Bild von den um einen Hochfenz spielenden Kräften, wenn wir uns eine solche Anlage vorstellen: allein das Hochfenzfundament hat die Abmessungen eines großen städtischen Hauses. Darauf steht der ebenfalls über haus hohe Hochfenz. Um ihn schlingen sich Wind- und Gasleitungen, daneben stehen Winderhitzer, Gasreinigungs- und Dampfkesselanlagen, Großgasmaschinen-Zentralen, die Kokerei — das Ganze ist zu einer weitverzweigten chemischen Fabrik geworden, in der täglich Hunderttausende und Millionen von Kubikmeter Gas durch den glühenden Hochfenz sausen. Hier sehen wir schon den Hauptgefahrenpunkt, und daß er überhaupt im täglichen Betrieb überwunden werden kann, verdanken wir dem heutigen Stand der Wissenschaft, die uns mit den größten Stoffmassen in feurigflüssigem und gasförmigem Zustand mittels weniger Formeln umzugehen gelehrt hat.



Dortmund-Hoerder Hüttenverein/Vereinigte Stahlwerke A.G.

Lichtbilder: Debus.

Mit der Kamera zwischen Hochofen und Roheisenmischer.

1. Das aus dem Hochofen kommende, in einer Pfanne aufgefangene flüssige Roheisen wird von den Schlacken befreit.

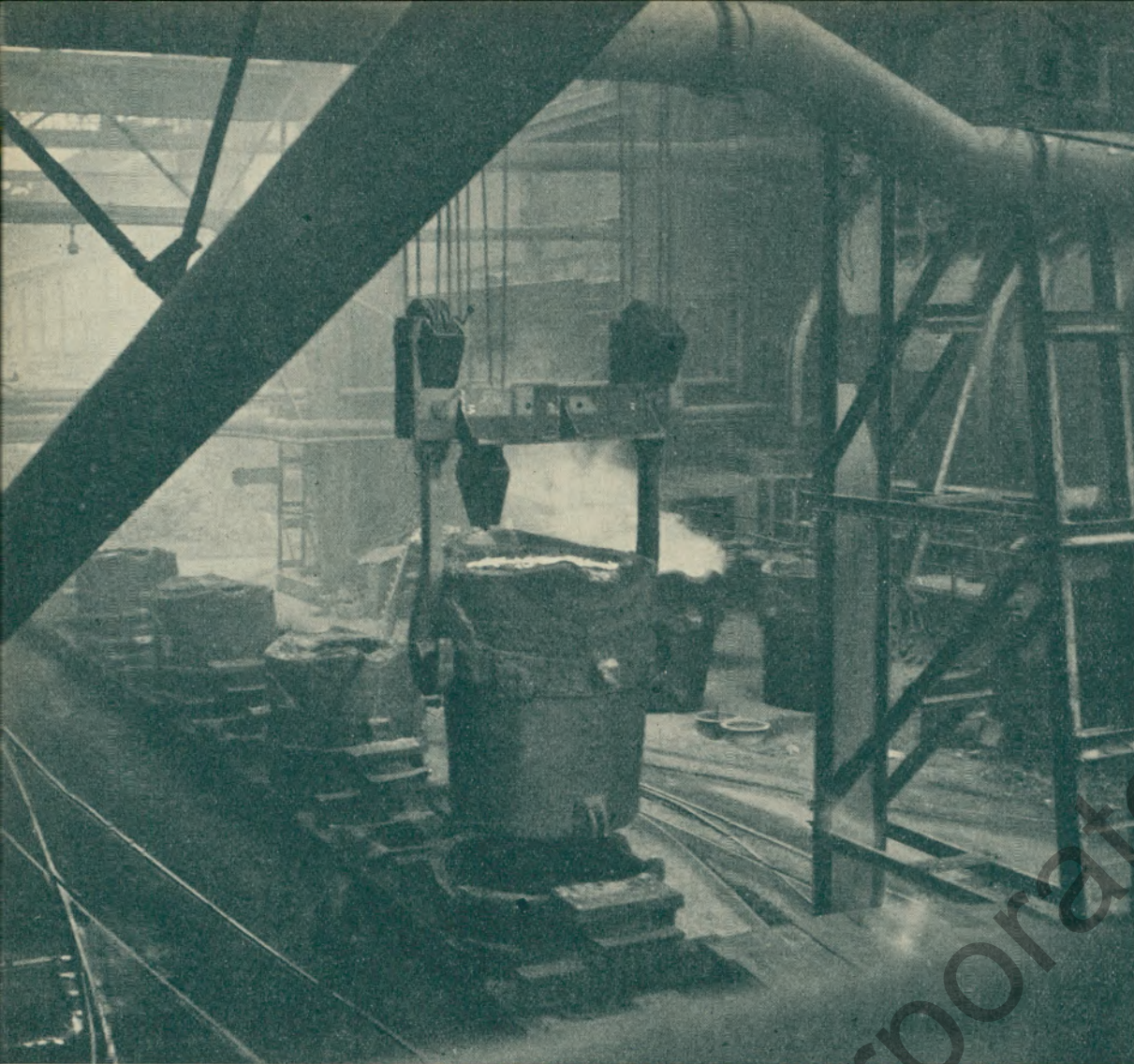
Es dichtet das Arbeitsvolk . . .

Rhythmen und Verse beim Schaffen.

Von Erich Grisar.

Man hat das deutsche Volk oft ein Volk der Dichter genannt, aber es ist wohl nur selten jemand auf den Gedanken gekommen, daß man es damit auch ein Volk der Arbeit genannt hat. Denn Dichtung ist Rhythmus. Jeder

Rhythmus aber hat seinen Ursprung in der Arbeit. Mag es sich nun um ein flottzes Tanzlied oder ein Marschlied handeln, oder mag der Rhythmus kaum erkennbar in eine Melodie übergegangen sein: oft immer läßt sich nachweisen, daß der



2. Die bis an den Rand mit flüssigem Eisen gefüllte Pfanne wandert zum Roheisenmischer, dessen Umriffe im Hintergrunde rechts sichtbar sind.

Rhythmus hergekommen ist von einer Arbeit, zu deren Begleitung er ursprünglich diente. Denn die Arbeit ist immer das Erste. Der Rhythmus, in dem sie getan wird, ergibt sich aus ihrer Besonderheit und ist immer verschieden. Leicht ins Ohr fällt der Rhythmus des Steineschlagens oder der Rhythmus des Dreschens, aber auch Arbeiten wie Nähen und Weben, selbst das Kneten des Brotteiges und das Einschießen des Brotes in den Ofen gestatten die Einhaltung eines bestimmten Rhythmus. Wie jeder, der einmal mit mehreren zusammen die gleiche Arbeit tun mußte, an sich feststellen konnte, erleichtert die Einhaltung eines bestimmten „Taktes“, wie man gewöhnlich sagt, die Arbeit. Diese Erfahrung war den Menschen schon in den frühesten Zeiten der Menschheit bekannt. Und so finden wir bei allen Naturvölkern bestimmte, immer wiederkehrende Arbeitslieder, die zu bestimmten Arbeiten gesungen wurden und damit die Tätigkeit der Singenden erleichterten. Auch heute noch, obwohl die Arbeit der Hände mehr und mehr durch die Arbeit der Maschinen abgelöst wurde, deren Rhythmus anderen Gesetzen unterliegt als der blutgebundene Rhythmus der Handarbeit, gibt es namentlich in Deutschland noch eine Unmenge zu Volksliedern gewordener Rhythmen, die einmal nichts als Arbeitslieder waren. Aber auch Lieder, die heute noch nur zu einer bestimmten Tätigkeit gesungen werden, gibt es noch eine Menge. Einige von ihnen seien hier mitgeteilt: So wird die Arbeit des Dreschens in Westfalen, wenn sie durch zwei Mann geschieht, durch diesen Vers begleitet:

Schlao du man tau,
Jät koam noch nich.

Jede betonte Silbe entspricht dabei einem Schlag. Häufiger ist es jedoch, daß drei Mann dreschen, und so sind denn auch entsprechende Dreschverse häufiger. Im Lippischen singt man:

Jag Hund ut,
Jag Katt ut
Ban düst Hus
Na dat Hus,
Ban Spieker
Na'n Backhus.

Wie die Drescher, haben auch die Mäher einen Vers, der ihnen die mühselige Arbeit des Senfereckens erleichtert. In Himmelsporten singt man beim Wehen der Sense:

Jät strief un wett,
Jät strief un wett.
Jät kief woll na de Sünne;
Jät will den Bur dat Geld affnehm',
De Dag is bald weller hin.

Und die Mädchen singen beim Melken der Kühe:

Stripp strapp strull,
Is de Emmer noch nich vull?
Er stait opp fästen Eärn
Un will nich vüöller wiärn.

In diesen Versen liegt nicht nur der Rhythmus des Kuhmelkens, auch das Glücksen der in den Eimer fallenden Milch ist durch die den Ton malenden Worte wiedergegeben.

Seltener hört man heute, daß der Schmied seine Arbeit durch ein Liedchen begleitet. Früher geschah das häufiger. Aus dem 17. Jahrhundert stammt dieses Schmiedegesellen-

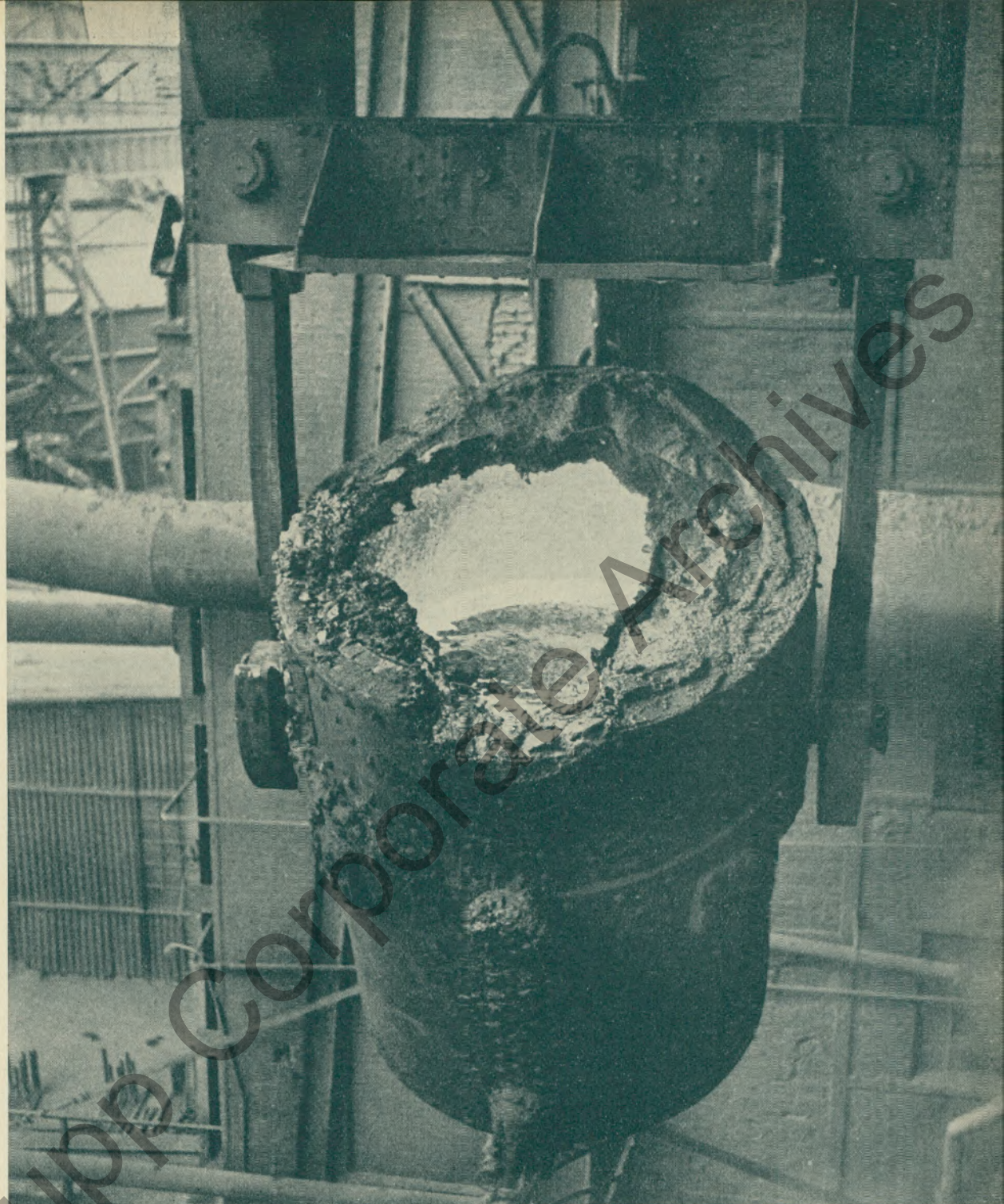
Drei weithin hallende Gongschläge haben die Beendigung des „Abstiches“ angezeigt. Mit warnendem Pfeifen und Klingeln bahnt sich die Werkslokomotive ihren Weg, hinter sich eine Kette von riesenhaften Kugeln, bis an den Rand gefüllt mit flüssigem Roheisen, das soeben mit jähem Fauchen und Gurgeln durch das enge Stichloch aus dem Hochofen ins Freie geschossen ist und nun wie eine dicke weißgelbe Suppe in der „Pfanne“ schaukelt. Ab und zu schwappt ein Spritzer über den Rand, platscht mit dumpfem Klacksen neben die Schienen und zerprüht in Kometenschwärmen.

Der Eisenzug hält. Eine Pfanne nach der anderen wird abgehängt und auf ein Seitengleis geschoben. Eine der mühevollsten und anstrengendsten Arbeiten in der Eisenhütte beginnt: Mit langen Stangen und Kraken bewaffnet, gegen die ausstrahlende Glut durch Schutzbleche und Brillen nur notdürftig geschützt, ziehen vier Arbeiter die auf der Oberfläche schwimmende

Schlacke ab, um das flüssige Roheisen auf diese Weise von allen Unreinheiten zu befreien.

Über ein Gerüst von Eisenträgern rollend schwebt eine Laufklase an. Ein Querbalken mit zwei Klauen senkt sich nach unten, hebt scheinbar spielend die bis an den Rand mit flüssigem Eisen gefüllte Pfanne aus ihrem Traggestell heraus, schwenkt sie haushoch durch die Luft und balanciert seine Last leicht und elegant über den Roheisenmischer, der, wie sein Name schon sagt, die Aufgabe hat, das aus dem Hochofen kommende Roheisen erst einmal gut durchzumischen, um so eine einheitliche Qualität zu gewährleisten.

Einen Augenblick schwebt die Pfanne regungslos über dem Mischer, neigt sich plötzlich, von unsichtbarer Kraft gekippt, nach vorn und läßt ihren Inhalt in einem breiten, unaufhalt samen Feuerstrom in den Mischer fließen, der bis zu 1400 t flüssigen Roheisens (dem Inhalt von rund 140 Normalgüterwagen entsprechend!) in sich aufnehmen kann.



3. ... einen Augenblick schwebt die Pfanne regungslos über dem Mischer ...

lied, bei dem jede betonte Silbe einem Schlag auf das glühende Eisen, jede unbetonte dem leichten Aufhüpfen des Hammers auf den Amboß entspricht:

Lapfer, ihr Gesellen,
In euern Stellen,
Weiß's Eisen erhitzt,
Macht widerprellen
Des Amboß Schnellen,
Das donnert und blizt.

Aus dem Niederdeutschen stammt dieses Schmiedelied:

Pink Pinkpank, Pinkpinpank,
Dree Gröschén de Nagel, dree Gröschén de Nagel
Und en Daler dat Rad!
De olle Pinkerschmied is peckenswatt!

Im Chiemgau gibt es einen Tanz, der unzweifelhaft aus dem Rhythmus des Nagelschmiedens hervorgegangen ist. Man singt dazu diese Verse:

I und me: Nagelschmied
Mach ma gut Nägl.
Er hat an Hammerstiel,
I so an Schlegel.
G'niglt — g'noglt —
G'noglt n uf sei'.

Deutlich herauszuföhren ist auch der Rhythmus eines Steinklopferliedes, wie es im Münsterlande wohl noch zu hören ist:

Bumm, bumm,
Grad ob krumm
Schlag ich Ste ne!
Hört, ihr Mädchen! Das ist meine,
Die am besten küssen kann.

Mögen die meisten Arbeiten, die früher unter Absingung eines die Arbeit fördernden Liedes verrichtet wurden, heute ohne solche Lieder verrichtet werden, eine Arbeit gibt es, die



Dortmund-Hörder Hüttenverein/Vereinigte Stahlwerke A.G.

U. Hüttner: Debus.

4. Die letzte Neige.

Auf der Oberfläche schwimmen erstarrte Schlackenreste, die in der Pfanne zurückbleiben.

auch in unserer Zeit nicht getan wird, ohne daß ein munteres Verschen den Rhythmus angibt, in dem sie getan wird. Es ist die Arbeit des Rammens. Wo an den Küsten und Fluß- fern Deichpfähle eingerammt werden müssen, wo Brücken und Häfen gebaut werden, da hört man heute wie je die munteren Verse der Rammkolonne. Einer dieser Verse, die meist aus dem Siegreif gedichtet werden und daher ständig wechseln, obwohl ihr Kern immer der gleiche ist, sei hier mitgeteilt. Er stammt aus Mecklenburg:

Hoch up den Flock!
Den Pahl up'r Kopf!
Hoch up, noch hänge!
Den Büddel an'n Kreuzer,
Vull bit an'n Preppen.
Oh, willst wi em Hoppen!

So gibt jeder Rhythmus auch der eintönigsten Arbeit einen erleichternden Schwung. Er macht die härteste Fron zur Freude, Freude aber ist Kraft.

Der
Gran Cañon.
Lichtbild:
D. E. Hoppé.



Werktstudent im wilden Westen.

Aus dem Tagebuch eines jungen Deutschen.

Von Ernst Stolzner.

VIII. Der Gran Cañon des Colorado. Copyright by Paul List, Verlag, Leipzig.

Das eine Wunder Amerikas sind die Vulkankrater von New York, besonders wenn man sie in der erwartungs- vollen Stimmung des über See Kommenden sieht. Das andere Wunder ist der Gran Cañon des Colorado, gott- geschaffen und nur zufällig in Amerika.

Der Gran Cañon hatte mich schon lange in meinen Träu- men verfolgt. Die erste Vorstellung von ihm erhielt ich durch Sven Hedins Beschreibung, die ich vor zehn oder mehr Jahren las. Als ich schon in Amerika war, bekam ich eines Tages ein Telegramm, das am „Gran Cañon, Arizona“ aufgegeben war. Das belebte meine Phantasie aufs neue. Später er-

zählte mir ein Bekannter begeistert: Prärie — Pazifik — San Francisco — und dann der Gran Cañon, der Gipfel aller Erlebnisse! — „Und wenn Sie wirklich in den Westen kommen sollten, ich möchte Ihnen das eine nur wünschen: den Gran Cañon zu sehen!“ So spricht von ihm der Vater zum Sohne und der Sohn zum Enkel. Aber damals war mir der Westen noch ein verschlossenes Land. Wie hätte ich solch vermessene Ideen haben können, zu glauben, über den ganzen Kontinent zu reisen! — Ein Vierteljahr darauf aber saß ich im Westen und schippte Gelderz. Und als ich mich einmal im Westen befand, war ich dem Gran Cañon verfallen.

Als ich meinen Reiseplan machte, rechnete ich mich wund, um herauszubekommen, wie Zeit und Geld reichten, ihn zu sehen. In den Einzelheiten habe ich meine Reiseroute vielfach geändert und war vor allem oft nicht in der Lage, noch so erwünschte interessante Umwege zu machen und das vorgesehene Tempo innezuhalten. Wenn man ein armer Mann ist und reicher Leute Leben führen will, kann man eben nicht bis auf ein volles Jahr und mehr alle Einzelheiten vorausbestimmen. Eins freilich ist schade, ist ein ästhetischer Fehler in dem Kunstwerk meiner Amerikareise: der Gran Cañon hätte der Abschluß sein sollen, das große Finale. Nun wurde er der Höhepunkt meiner Erlebnisse im Westen. Aber ich fühle mich einigermaßen beklommen, über ihn zu schreiben. Der Gran Cañon ist zu groß, um in einer Beschreibung oder selbst in Bildern bemeistert zu werden. Man muß ihn erleben.

Von Miami aus ging es mit dem Omnibus in erwartungsvoller Stimmung nordwärts. In Phönix stieg Edward Powers zu, Rechtsanwalt in spee aus Cincinnati, Ohio, der seine „Mutuszeit“ benutzte, den Westen seines großen Landes kennenzulernen. In echt amerikanischer offener Kameradschaftlichkeit kamen wir gleich ins Gespräch. Hier im einsamen Westen ist das übliche: „How do you do?“ nicht mehr Frage, sondern ein selbstbewußtes: „Hier sind wir — und da bist du ja auch noch!“ Und damit düzt man sich schon beinahe selbstverständlich mit Ed und Erny und erzählt sich die beiderseitigen Lebenswege. Das ist nur natürlich, wenn man so über die endlose Wüste fährt als die beiden einzigen Fahrgäste im Omnibus.

Nach einiger Zeit stieg ein junger Cowboy dazu, man wurde bald Freund zu dritt. Der Cowboy als der bewunderte echte Wildwesterner — so fühlte er sich auch — im breitkrempigen Hut mit dem buckelbeschlagenen Ledergürtel, dem blaurotfärbten Wollhemd, der blauen Overall-Buxe und den spitzaufhängigen Schafstiefeln mit klingenden Sporen und mit aufgenähten Lederornamenten, mit den unvermeidlichen Bartstoppeln und ein oder zwei ausgehauenen Zähnen. Dieser „Stolz des Westens“ berichtete dann über die Pioniere, die Indianer, die Prospektoren, die Millionen-Acres-Ranches in Arizona, immer im Brustton vollster Überzeugung, als ob er und der Schöpfer das alles gemeinsam so gemacht hätten. Gegen Abend fuhren wir zum Paß hinauf. Wir überholten eine malerische Karawane von Mauleseln; sie schleppte Proviant zu einer Grube, die 40 Kilometer von der Eisenbahn entfernt liegt. Jenseits des Passes ist man in Nordarizona, einem ganz anderen Land. Es ist die Landschaft des Colorado-Plateaus, nördlich von Gran Cañon des Kanab- und Kaibab-Plateaus. Dies Plateau hat ein köstliches Klima, stets kühl und immer sonnig, reine Luft und gesunde Höhenlage (1200 bis 2200 Meter). Hier liegen die berühmten Dude Ranches. „Dude“ (eigentlich „Stüber“) heißt hier im Westen jeder, der aus dem Osten kommt. Die Dudes finden diese dürren Berge, die kaum ein Duzend Rinder ernähren, wundervoll; die Dudes haben zu verflochtene Zungen, um richtig fluchen zu können, und — man denke! — sie haben die Idee, daß man auf dem Pferde zu sitzen „lernen“ müsse, anstatt sich eben in den Sattel zu schwingen und zu reiten. Einige kluge Leute hier oben, zunächst bespöttelt und belacht von ihren Kumpanen, kamen dann darauf, daß die Dudes alles „schön“ fanden, was den Eingeborenen selbstverständlich ist. Daraus machten diese Klugen ein Geschäft: Sie nahmen Dudes als Sommer- oder in Arizona meist als Wintergäste auf; sie ließen sie reiten, Milch trinken, die Wüste bewundern und — zahlen, erstaunlich viel zahlen. Die Dudes waren begeistert.

Diese Dude Ranches haben ihre Bedeutung als bewußte Erhalter des echten Western-Stils. Der alte Westen hatte seine Kultur, sein in sich geschlossenes Eigenleben, das durch die Pioniere, durch die Rancher, die „Könige der Einsamkeit“, und die stolzen, unbändigen Cowboys, durch Prospektoren und

handwerklich arbeitende Bergleute bestimmt wurde, und nicht zuletzt durch den früher größeren Prozentsatz der Indianer. Aber dieser eigene Lebensstil ist im Aussterben, je mehr der Westen erschlossen und industrialisiert und je mehr er amerikanisch „prosperous“ wird.

Meine Fahrkarte lief bis Jerome, und ich hatte einen vorzüglichen Einführungsbrief für die berühmten Verde-Kupferwerke, so daß ich etwas Bergwerk, Tagebau und Schmelzer hätte sehen können. Bot mir da der gute Powers an, mit seinem Freunde in Prescott und dessen Studebaker-Motzylinder über das Wochenende zum Gran Cañon zu fahren. Ich habe die berühmte United Verde Copper Co. fahren lassen, obgleich es mir sehr leid tat; aber die schöne Fahrt mit dem prächtigen Powers lockte, und zudem sparte sie mir 20 Dollar.

Abends kamen wir nach Prescott, einem der bekanntesten — wir würden sagen Luftkurorte, einem hübschen Städtchen mit Wald in der Umgebung, Wald in Arizona!

In Prescott lasen wir Dave und sein Auto auf, und so war alles in Butter. Am andern Morgen wartete ich eine gute Stunde und dachte schon, ich hätte von Powers und einer Gran-Cañon-Fahrt geträumt. Aber endlich erschienen die beiden, und wir fuhren ab.

Von Prescott bis zum Cañon fährt man über ein einziges weites, etwa 1200 Meter hohes Plateau, das nach Norden kaum merklich ansteigt. Es ist größtenteils mit Zedern bestanden, die dicht am Cañon in Kiefernwald (Yellow Pine) übergehen. Dieses Zederngehölz ist nahezu undurchdringlich; man verliert auch leicht die Richtung, weil nirgends Erhebungen sind, nach denen man sich orientieren könnte.

Man ist so gespannt und erwartet das Wunder so sehulich, daß man es hinter jeder Biegung des Weges vermutet. Es muß doch irgendwann kommen, aber die Landschaft verrät nicht die leiseste Spur. Die Straße wird erbärmlich, das Auto bekommt „Plattfuß“. Zedern und Kiefern versperrten weit und breit die Aussicht.

Dann auf einmal ist man da: eine Garage, das Parkbüro, das El-Tovar-Hotel. Aber noch immer sieht man keine Spur vom Cañon. Man steigt aus, sorgt einen Augenblick fürs Auto, schüttelt Staub und Reisemüdigkeit ab und „sammelt sich“, um dann zehn oder fünfzehn Stufen auf eine letzte Erdschwelle zu steigen. Dann steht man vor dem gewaltigen Schriß. Man blickt über eine Brustmauer, hinter der die Felswände einige hundert Meter senkrecht abstürzen. Darunter kommt ein schräger, steil abfallender Hang, dann wieder senkrechte Wände, hinab, immer weiter hinab in die unermeßliche Tiefe! Das Auge sucht das Ende, um Ruhe zu finden. Hier und da in dem ungeheuren Abgrund ist der braune, sich windende Colorado sichtbar, der Gigant, der diese Riesenarbeit leistete, die Erdkruste 1000 Meter tief zu durchnagen.

Das Auge steigt auf der anderen Seite wieder vom Colorado empor und klettert an Wänden, Schotterhalben und abermals gewaltigen Wänden hoch, immer höher, 1500 Meter aufwärts. Dann erst erreicht es das jenseitige Plateau, den Rand der schaurigen Kluft. Darüber ruht der blaue Himmel mit seinen Schäfchenwolken so friedlich, als überspannte er nicht das größte Drama der Erdgeschichte.

Ich war überwältigt! Der Cañon ist ein großes Schweigen. Man ist beklommen von dem Druck der Stille, man ist so unsagbar einsam vor dieser ewig schweigenden, steinernen Starre. Die Ehrfurcht vor dem Alter, vor der Ewigkeit ergaßt und schüttelt den Beschauer. Und auch verschwiegene Furcht, als sähe man hier in die Geheimnisse der Erde hinein, die die Natur sonst dem Menschenauge verwehrt. Man glaubt, den Kampf der glühenden Magmamassen noch zu erkennen oder den ungeheuren Druck, der den Gneis bildete.

Manche Forscher glauben, daß die Erde hier einfach auseinanderbarst; der Cañon sei wie ein gewaltiger Riß in einem eintrocknenden Lehmipfuhl. Doch ist die Erosionstheorie über-

„... Dann steht man vor dem gewaltigen Erdriss. Senkrechte Wände, hinab, immer weiter hinab in die unermessliche Tiefe.

Auf der anderen Seite steigt das Auge wieder empor und klettert an Wänden und Schutthalden hoch, immer höher, 15 Meter aufwärts. Dann erst erreicht es das jen-
seitige Plateau, den Rand der schaurigen Kluft. ...“



Lichtbild: D. E. Goppé.

zeugender. Danach hat man sich die Bildung des Cañons vorzustellen als das Einschneiden eines Strombettes in eine leichte Erdsenke. Im allgemeinen durchschneidet ein so großer Fluß die Erde terrassenförmig. Aber im Falle des Kaibab-Plateaus hat man mit einer fortwährenden Erdhhebung zu rechnen, die den Fluß veranlaßte, sich ständig ebensoviel weiter ins Innere einzufügen, wie die Erde sich hob. In einer anderen Gegend, wo ähnliches geschieht, wird damit die ganze Erdscholle abgetragen, denn die steilen Flußwände werden angegriffen vom Regen, vom Frost und von chemischer Zersetzung. Sie stürzen ein, ehe der Fluß sich tiefer eingraben kann, und er muß erst diese abgesunkenen Geröllmassen fortspülen. Damit vertieft sich sein Bett viel langsamer, aber es verbreitert sich ständig, und er trägt allmählich das umliegende Gebirge in großer Breite ab, ohne steile, schuchterartige Wände stehenzulassen. Aber in Arizona gibt es so gut wie keinen Regen. Und ohne Wasser ist die Erosion des Gesteins außerordentlich gering. Die Felswände bleiben unbeschädigt stehen und lassen den Fluß sich tiefer und tiefer einwühlen. So ist er bis in die tiefsten je erschaffenen Erdschichten, in den Granit und Gneis, eingedrungen.

Man ist zunächst nicht imstande, das überwältigende Schauspiel als Ganzes zu sehen. Das Auge ruht auf und ab, in der Nähe und Ferne. Aber wenn man erst so weit ist, den Blick frei umherschweifen zu lassen, zergliedert man der Cañon leicht und erfährt die Einzelheiten. So gewinnt er Leben, und man beginnt, das Bild zu begreifen. In der ersten Tiefe wühlt sich, nur hier und da sichtbar, der Colorado durch die Schlucht, dessen rütenden Karpf gegen die stählernen Felsen man so prachtvoll vom Cañon-Rand aus sehen kann. Granitwände umgeben die Schlucht ein, bis steile Abhänge vom Schotter sie verbreitern, das sogenannte Untere Niveau. Auf ihm bauen sich die Sandsteinwände auf, zerschlossene Schichten übereinander. Und das ist das Geheimnis der Architektur des Cañons: diese Schichten bestehen abwechselnd aus hartem Gestein, das als Fels stehenbleibt und senkrechte Wände bildet, und aus weicherem, das der Verwitterung weniger gut standhielt, abbröckelte, zerfiel und Schutthalden bildete, sanfte, schwingende Linien im senkrechten Profil, das ausgleichende Element in der kantigen Schnitzerei der Felsen.

Gleichzeitig wechseln diese Sandsteinsfolgen in der Farbe ab. Die oberste Schicht, die sehr hart ist und die höchste Fels-

mauer bildet, ist gelblichweiß, die unterste, die dem dunklen Granit aufliegt, ist rostig- bis blutrot, und die anderen Folgen spielen in allen Farben und Tönungen. Die Geröllhänge tragen eine, wenn auch noch so dürftige, Vegetation von Sagebrusch und anderem Gesträuch von silbriggrüner Farbe.

Es sind zwei große Wirkungen, die im Gran Cañon das Auge gefangen nehmen. Die eine ist die Raumwirkung dieser Riesenschluchten in ihrem Wechsel von nah und fern, von hoch und tief und mit ihrer wunderbaren Felsplastik. Wenn man den ersten gewaltigen Eindruck etwas verarbeitet hat, vertieft man sich in diese herrlichen Bauwerke der Natur. Da sind Pyramiden, Türme und Zinnen von unerhörter Großartigkeit. Aus der gegenüberliegenden Wand wächst ein auf uns zuwandernder Berggrücken heraus, und dieser Rücken löst sich in einzelne Plateaus, in Zinnen und Nadeln auf, die niedriger und schlanker werden, je näher sie dem Fluß kommen, und endlich in eine letzte Felsnase ausschwingen, um die sich der rasende, wirbelnde, sägende Colorado herumquetscht. Wie ein Orgelkonzert sich ausspielt, ehe es nach dem brausenden letzten Satz ganz stille wird, so spielen diese Zinnen sich aus, und das gibt diesem Bilde die Harmonie. Da ist eine einzelne Pyramide, wie ein Tempel aufgebaut aus hundert sich verjüngenden Terrassen, bis schließlich ein letzter, kleinster Felsblock das Ganze krönt. Ein massiger Bau ist in den höheren Terrassen zerlegt in einzelne Zinnen, die gestaffelt sind wie eine indische Pagode. Kein Wunder, wenn man diesen eigenartigen Bauwerken der Erosionskräfte die fremdesten Namen indischer oder mohammedanischer Tempel oder ihrer Götter gab.

Die andere große Wirkung des Cañons ist die Farbe. Es ist der Reichtum an vielen lebhaften Farben, die im bunten Wechsel der Schichten das Bild gliedern und beleben. Und es ist der stete Wandel der Farben. Sie leben, sie ändern sich dauernd, und sie wandern, je nachdem die Sonne sie bescheint oder ziehende Wolkenschatten sie verdunkeln. Je länger man in den Cañon hineinsieht, um so mehr empfindet man, daß er nicht so starr und leblos ist; sondern das bewegte Leben des Himmels, der Wolken und der Tageszeiten spiegelt sich in ihm und zieht seine unbewegte Ewigkeit in den Wandel des Tages hinein.

Der Cañon lebt in Farben und Beleuchtung. Licht wandert über die Tempel. Was jetzt grell beleuchtet ist, liegt in der nächsten halben Stunde im bläulichen, wartenden Dunkel. Um Mittag ist der Cañon wie tot, so grell im Licht und ohne die Schatten der Berge. Aber am Nachmittag lebt er wieder auf von den wandernden Wolkenschatten und von den allmählich wachsenden Schatten der Berge, Terrassen, Grate und Gipfel. Am Abend erstickt die Schlucht langsam in schwarzer Nacht, die höher und höher steigt, je tiefer die Sonne sinkt. Zuletzt spielt ein Leuchten und Glammen von rotem Licht und blauschwarzen Schatten um die phantastischen Felsfiguren. Und dann in der Nacht ist alles erstorben, und der Cañon wird geisterhaft und schaurig, eine Wüste wild übereinandergestürmter Felsen und ein gähnender Abgrund wie die Hölle.

Wie ein Meßtischblatt mit seinen Höhenlinien sehen die Cañonwände und die der einmündenden Seitencañons von oben her aus: die härteren und weicheren Gesteine geben solche scharfe Umrisse, daß ein systematisch bunt gemaltes Modell im Glaskasten unter uns zu liegen scheint.

Der Gran Cañon ist der klassische Aufschluß des Geologen. Wie ein Buch ist hier Seite für Seite der Erdgeschichte aufgeschlagen. Hier muß man geradezu geologisch denken lernen. Der Colorado hat eine meisterhafte Sektion der Mutter Erde unternommen. Wie der Anatom schneidet der Fluß durch die Haut und durch die Gewebe, legt alle Organe, Adern und Nerven frei und sagt durch bis zum Gerippe des Urgesteins.

So enthüllt er dem forschenden Auge die Wunder des Lebens von Jahrtausenden.

Als Powers, Dave und ich den ersten Eindruck des Gran Cañon über uns hatten ergehen lassen, zogen wir uns zu einem noblen Mahl in das El-Tovar-Hotel zurück. Dort berieten wir, wie wir am besten die etwa zwanzig noch zur Verfügung stehenden Stunden genießen wollten. Wir entschlossen uns, die berühmte, aber technisch sehr schwierige Fahrt über die Painted Desert, die „bunte Wüste“, zu unternehmen. Dabe war nur unwillig dazu zu bringen, und mit Recht: es hieß für ihn, etwa 200 Kilometer über fast weglose Wüste ohne jede Siedlung zu fahren. Es gibt allerdings eine „Straße“, aber sie ist eine Ironie von Straße: es ist der getretene Pfad von Schafhirten, der hier und da von durchkommenden Touristen benutzt wird.

Die Staaten Arizona, Neu-Mexiko, Utah und Colorado bilden hier die einzige Stelle in USA., wo in völliger Einöde vier Staaten an einem Punkt aneinandergrenzen. Hier liegt eine der größten Reservationen in USA., wo die Indianer noch fast unbeeinflusst von der weißen Kultur leben.

Mit dem Jahre 1929 wurde dieses Gebiet aus seiner Einsamkeit aufgeweckt, denn am 14. Juli wurde feierlich die gewaltige Cañonbrücke eröffnet. Auch ist eine Straße von Nordost nach Südwest im Bau, die die Gran-Cañon-Besucher der Zukunft mühelos über dieses Land führen soll. Die Brücke ist eine Ingenieurgroßtat. Sie ist eine der höchsten Brücken der Welt, und mehr noch besagt die Tatsache, daß dieser Bau zirka 300 Kilometer von der Eisenbahn entfernt ausgeführt wurde. Jede Schraube mußte 2000 bis 3000 Kilometer weit aus dem Osten herbeigeschafft werden; die Baupruppe lebte jahrelang in einem der unheimlichsten Wüstengebiete. Dieser Bau ist ein neuer Triumph für Arizona, der sich dem des Roosevelt-Dammes und dem des Coolidge-Dammes würdig anschließt, die beide der Technik schwere Probleme zu lösen gaben. Die Cañonbrücke schafft eine Verbindung von Norden nach Süden, während der Cañon früher auf einer Strecke von zirka 1000 Kilometer für Autos oder Fuhrwerke nicht zu überqueren war. Ein Brief zum Beispiel vom Südrand zum Nordrand, das sind zirka 20 Kilometer Luftlinie, machte einen Umweg von über 1000 Kilometer, das ist etwa die Strecke Paris—Königsberg.

Wir fuhren zunächst am Cañon entlang, mit vielen Blicken in die Schlucht hinab, eine fabelhafte Straße, stets voller Überraschungen. Dann verläßt man den Cañonrand und kommt durch prächtigen Hochwald auf ein Kalkplateau. Plötzlich bricht die Hochfläche ab; etwa 300 Meter tiefer dehnt sich die endlose Painted Desert in ihrer unbeschreiblichen Farbstimmung. Es ist eine halb sandige, halb lehmige Wüste, meist ohne jede Vegetation, mit nur ganz vereinzelt Sagebrusch, Kaktus und Dornengestrüpp. Aber man glaubt, jede einzelne Pflanze meilenweit zu sehen. Das Land ist flach wie ein Wasserspiegel. Es heißt Painted Desert nicht nur wegen der eigenartigen Beleuchtung, die das Spiel von Sonne und Wolken hervorbringt, sondern auch wegen der aufgesetzten, weiß-rot gestreiften Sandsteinbänke, zum Teil hohe Tafelberge, zum Teil nur niedrige Schollen, die dieser Einöde ein ganz eigenartiges Gepräge geben.

Die Nacht schlief ich in ein paar Decken im warmen Sand der Wüste, über die ein lauer Wind strich. Geisterhaft und schweigend lag sie im bleichen Mondlicht um mich. Gegen Morgen erwachte ich von einem wilden Traum. — Und es war kein Traum: ein Kojote verschwand gerade zwanzig Meter von mir im fahlen Dämmer; im Davonlaufen heulte er laut und unheimlich, und die Wüste echote. Seine Welter in der Ferne antworteten, ein langgezogenes, klagendes Heulen. Langsam erstarrte es, dann legte sich wieder beklemmendes Schweigen über die Weite.

Fortsetzung folgt.



Der Apollotempel in Pompeji.

Lichtbilder: Luce, Rom.

Die Via Abbondanza in Pompeji.

Von Adolf Uzarski.

Durch einen Zufall erfuhr ich vor einigen Jahren gelegentlich eines Aufenthaltes in Süditalien, daß die italienische Regierung seit dem Kriege in aller Heimlichkeit und nach einem neuen System Neuausgrabungen in Pompeji, der im Jahre 79 nach Christus verschütteten Stadt, veranstalte. Und durch einen noch größeren Zufall bekam ich, wohl als einer der ersten Besucher überhaupt, mindestens als erster Nicht-Italiener, diese Ausgrabungen zu sehen. Einen permesso zum Besuch zu erhalten, war unmöglich. Von Neapel wurde man nach Pompeji, von Pompeji nach Neapel geschickt; so fuhr man zwecklos hin und her, und wohl fast jeder, den es wie mich gelüstete, in die scavi novi zu kommen, hat es zum Schluß entmutigt aufgegeben. So stand auch ich ärgerlich in der glühenden Sonne auf den Stufen des Apollotempels und blickte hinüber zu der großen Holzwand, hinter der die ersehnte Sensation lag. Und, wie der Zufall manchmal seltsam spielt — ich klage einem eben vorübergehenden Herrn mein Leid; ob er nicht wisse, wie man den Direktor erreichen und erweichen könne, usw. Der mustert mich, lächelt, läßt sich meinen Paß zeigen, winkt einem Führer — „Avanti!“

Es war der Generaldirektor der pompejanischen Ausgrabungen! Ich mußte eine kleine Leibesvisitation über mich ergehen lassen, auf Photographenapparat und Zeichenmaterial; eine Tür in der Holzwand öffnete sich — ich stand in der Via Abbondanza, in den Neuausgrabungen von Pompeji.

Das bisherige, dem Besuch zugängliche Pompeji ist längst nicht das, was der Italienreisende, an antike Reste und uraltes Gemäuer bald gewöhnt, zu sehen erwartet. Wohl ist dieses inmitten einer überwältigend üppigen Vegetation jedes grünen Blättchens bare rostbraune Ruinengewirr, stundenweit sich hinziehend und immer mit dem rauchenden Vesuv als Hintergrund, von starker Eindringlichkeit. Doch Raffgier einzig auf Schätze bedachter Machthaber hat sinnlos gewütel.

Die Spisshacke erst vor kaum hundert Jahren zerstörte, was die Asche des Vesubs durch zwei Jahrtausende in einer Weise konserviert hat, die uns bei den Neuausgrabungen in das fassungsloseste Staunen versetzt. Was irgendeinen Kunstwert hatte, wurde in die Museen geschleppt; Bronzen, Wandgemälde, soweit sie nicht zerhackt waren oder noch wurden, Hausgerät — Schmuck, kurz, alles, was mehr als Backstein war, kam nach Neapel oder sonstwohin. Was zurückblieb, war Backstein, großartiger Backstein freilich, grandios noch in seinen zerstörten Resten. Aber nicht mehr. Zwar gibt es noch einige ganz wiederaufgebaute Häuser, die casa dei vettii, del fauno usw.; doch man sieht ihnen an, daß sie kein ursprüngliches Gebilde sind, daß man sie zurechtfriert hat, daß ihre schmückenden Bronzen, ihre Wandbilder Kopien sind, deren Originale man im Neapeler Museum gesehen hat. Und kommt man gar aus den scavi novi, mag man das als verfälscht nicht recht mehr genießen.

Die Einsicht der Kunstwissenschaft unserer Zeit hat in der Via Abbondanza gutgemacht, was das vorige Jahrhundert an Pompeji gesündigt hat. Die menschliche Hand allein, sorgsam geführt von geschulten Fachleuten, ist es nun, die die Herrlichkeiten dieser verschütteten Stadt zutage fördert. Man arbeitet buchstäblich, als ob man nach einer verlorenen Stecknadel suche. Wochenlang tasten geübte Arbeiter sich durch ein quadratmetergroßes Stückchen Asche. Hacken, Schaufeln und dergleichen Werkzeuge sind hier unbekannte Begriffe. Stößt die vorsichtig fühlende Hand auch nur auf den geringsten Körper, hält sie inne. Der Fleck wird photographiert, auf den Platten nach dem besten Wege gesucht, an ihn heranzukommen, und erst dann legt man ihn mit aller erdenklichen Sorgfalt bloß. Das Ergebnis dieser Arbeitsweise ist über alle Maßen verblüffend.

Zuerst die Straße selbst. Das Plattenpflaster ist vollständig



Blick über das Forum auf die Ruinen des Rathauses.

erhalten, Radspuren schwerer Wagen haben tiefe Rinnen gegraben; erhöhte Steine, wie kleine Verkehrsinseln, schützten die Passanten bei Regenwetter vor allzu nassen Füßen. Alle fünfzig Meter ein Brunnen; man hat die Röhren von Asche und Vimsstein gereinigt — sie fließen und geben wieder Wasser wie vor zweitausend Jahren. Auf einem Altar liegen noch die Reste der Opferasche, wie soeben erst verglüht. Die Häuser zu beiden Seiten, nicht wie im alten Teil Pompejis nur Mauerreste, zwei- und dreistöckig, mit dem Ziegeldach, Balkonen, den hölzernen, schwer mit Bronze beschlagenen Haustüren. Die Fassaden ganz wie bei uns bekränzt mit Zeichnungen und ungelenteten Schreibübungen kleiner Kinder: Pferdchen und allerlei krauses Götter, „Cajus ist ein Dummkopff“ usw. Wahlplakate über Wahlplakate. An ihrer Fülle gemessen, muß ein sehr intensives politisches Leben im alten Pompeji geherrscht haben. Zwei Schwestern zeigen ihren neu eröffneten „Schönheitsalon“ an. Wandbilder, erotische Malereien, die ihren Autor heute dem Staatsanwalt ausliefern würden. Alles von einer Frische, daß man sich an den Kopf faßt, sich verzaubert vorkommt, an eine künstliche Kulisse, die irgend jemand für einen Kinofilm dorthingebaut hat.

Doch das eigentliche Wunder beginnt erst jetzt. Wir betreten das nächstbeste Haus. Neben der Tür hängt der bronzene Glockengriff. Wir ziehen — von drinnen ertönt die bimmelnde Schelle. Gespenstisch rührt es uns an, nur zögernd öffnen wir die Tür. Tritt uns der Hausherr in der Toga entgegen, erstaunt wie wir, so seltsame Fremde zu sehen; wird uns ein schwarzer Türhüter jetzt gleich hinausweisen? Bedrückt hemmt man den Fuß auf der Schwelle; mit welchem Recht dringt man in diese fremde Häuslichkeit! Und dieses Gefühl weicht auch nicht, nachdem man längst durch alle Räume gegangen. Es ist, als ob unsichtbar die alten Bewohner uns begleiteten, hinter uns hergingen, argwöhnisch, daß wir etwas von ihrem Eigentum nehmen.

Denn alles steht und liegt herum, wie sie es beim Ausbruch des Vesuvius in jäher Hast verlassen haben. Wir stehen in einer Küche. Das ganze Koch- und Bratarfenal bis zur Spiegel-

eierpfanne ist vorhanden, auf dem Herd mit der Holzkohlenasche noch eine Kasserolle mit einem halbgebratenen Zicklein. Salz, Mehlkorn, Gewürze. Ein Reiterzug aus feinstem Relieffstuck, gold und blau bemalt, zieht sich — in der Küche! — ringsherum. Im Schlafzimmer die Betten, niedrig, auf goldbronzenen Füßen, in den Kissen noch die Formen der Schlafenden. Als seien sie soeben erst aufgesprungen, sich vor dem hereinbrechenden Unglück zu retten. Die Wände überall bedeckt mit Wandmalereien, die meisten so frisch mit ihrem glänzenden Wachsüberzug, als habe der Maler vor wenigen Minuten erst den letzten Pinselstrich getan. Das Esszimmer mit den Liegesofas, der große Esstisch mit einem kreisrunden Auschnitt an einer Seite für den Bauch des vorliegenden Küchenmeisters, der also damals schon über mangelnde Leibeshülle anscheinend nicht zu klagen hatte. An einer Ecke des Tisches der Name eines Gastes, mit dem in Bratensauce gestunkenen Finger hingeschrieben. In den kleinen Fenstern das unzerstörte Glas. An der fensterlosen Seite aufgemalte Sprüche, über damalige Tischgebräuche belustigenden Aufschluß gebend: „Du sollst während des Essens die Frau deines Nachbarn nicht necken“, „Komme nicht mit ungewaschenen Beinen an meinen Tisch“ und noch Dastischeres.

Sämtliche Räume haben Fußboden-Zentralheizung, vom Küchenofen aus bedient, in bezug auf raffinierteste Ausnutzung und praktische Lösung unsere Heizmethoden weit in den Schatten stellend.

Umgeben von allen Räumen, in der Art, wie man es heute noch im Süden überall findet, der Innenhof, der Garten. Marmorbrunnchen, bildhauerische Meisterleistungen, sprudeln klare Wasserstrahlen, die in Rinnen ringsherum geführt sind und den wilden Wein sich wie ehemals wieder um die Säulen der Pergola schlingen lassen. Aus dem so lange verschütteten Boden sprossen nun wieder Rasen und Blumen. An den Wänden monumentale Jagdszenen in Freskomalerei, im Hintergrund ein halbfertiger Anbau — Steine, Sand, Mörtel, Mauergerät, ein Weingefäß dabei.

So die ganze Straße, mehrere hundert Meter lang. Und alles zeugt von Reichtum, von Wohlhabenheit. Diese Stadt



Das Forum auf dem Vesuv.

war ja gewissermaßen die Sommerfrische, der Badeort der reichen Römer, das Dorado der damaligen Leute von Welt. Das bezeugen auch die erstaunlich zahlreichen Weinlokale — fast jedes vierte Haus ist eines.

Auf halber Straßenlänge ein großer Fecht- und Gymnastiksaal. Eine riesige Schiebetür öffnet uns den Eingang. Mitten auf dem Boden eine große Ringmatte aus schwarzem, anscheinend Kokosfasergewebe. An den Wänden Rapiere und Drahtschuhmasken. Fast wie neu! möchte man unwillkürlich ausrufen, und wieder tauchen Zweifel auf, ob das nicht doch alles ein geschickt aufgezogener Schwindel für amerikanische und andere Sensationsjäger ist.

Doch in einigen, von kostbar stukkerten Tonnengewölben überdachten Kellern liegen die grauig anzusehenden Zeugen für die Echtheit: die Leichen der vom Vesubausbruch Über- raschten, die man aus den Räumen hierher gebracht hat. Eine Mutter, die ihre in Todesangst gräßlich sich krümmende Tochter so eng umschlungen hält, daß beide fast wie ein Körper sind; ein Mann, der mit hochgehobenen Händen als schützendes Dach die Aschenflut von sich abzuwehren versucht; ein baum- langer, herrlich muskulöser Negerstrate mit grauenhaft ge- fletischem Gebiß, den letzten Schrei noch auf den Lippen.

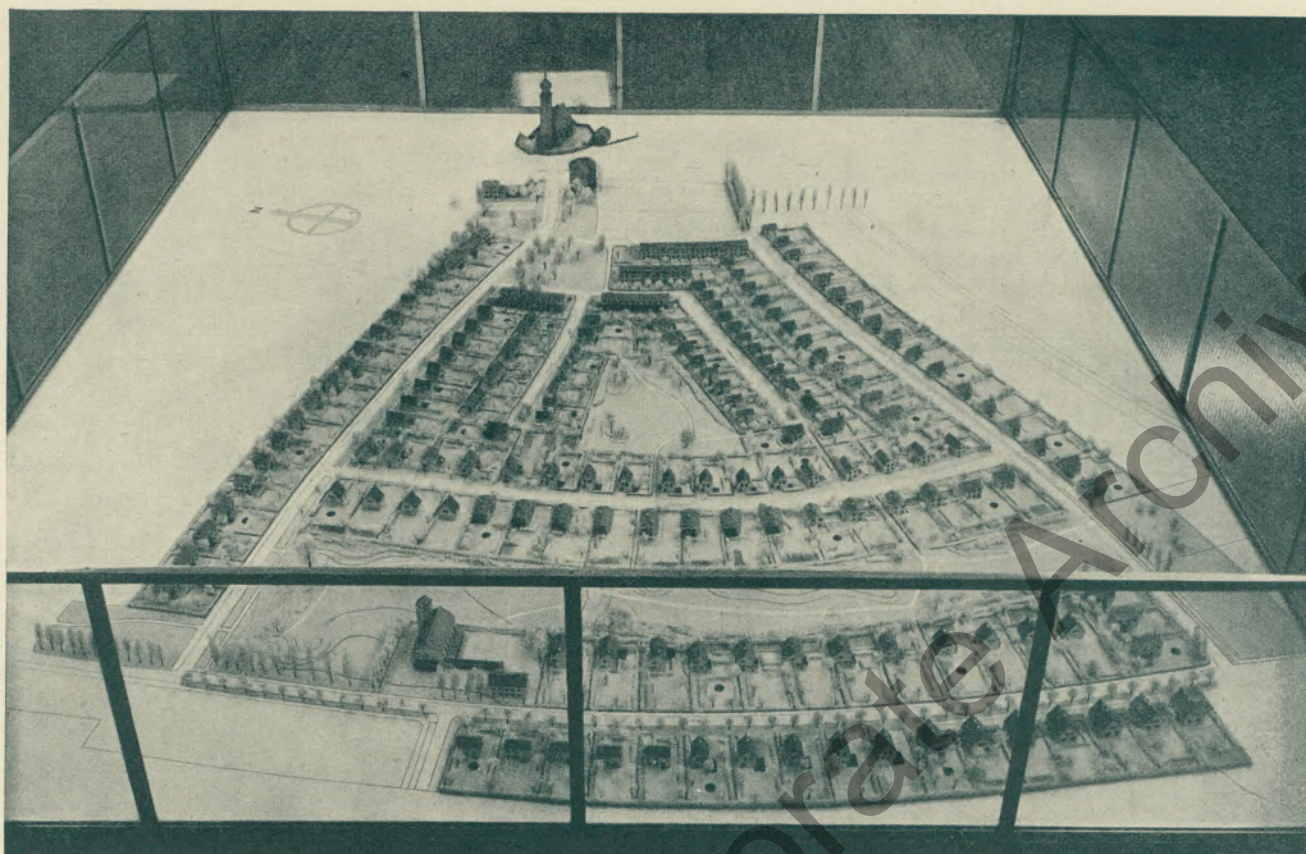
Von Schauern überrieselt vor diesen Körpern, von denen noch eine Anzahl im kleinen Pompeji-Museum ist, steigen wir rasch wieder hinauf und treten aufatmend in das Licht der Sonne.

So wechseln Patrizierhäuser, Kaufläden, Weinkneipen, öffentliche Bäder, Amüsier- und gewerbliche Stätten sich in bunter Folge ab. In einer Färberei, die anscheinend beim Eintritt des großen Unglücks eben fertig geworden war, so vollkommen frisch und neu ist sie, kann man die Technik des damaligen Färbeprozesses an den kastadenartig übereinander- gelagerten Bottichen genau kennenlernen, und man lächelt, weil unsere Bauhausarchitektur offenbar bei den Pompejanern nicht so „modern“ war, wie sie es uns ist, die wir inzwischen durch einige drei Duzend Stilarten und deren Mischmasch hindurchgegangen sind. Alles ist hier, bei noch so großem Reichtum der Ausschmückung, der Wandbilder und Stukka-

turen, auf Zweckmäßigkeit und Sachlichkeit gestellt, und dieser einheitliche Gestaltungswille, diese Sauberkeit baulicher Ge- staltung ist allein schon für sich ein nicht kleines Wunder, vor dem unsere diesbezüglichen heutigen Errungenschaften uns ziemlich unwesentlich und überschätzt vorkommen wollen.

Hat man die Via Abondanza gesehen, wird einem klar, aus welchen Gründen die Ausgrabungsverwaltung sie nicht der Öffentlichkeit erschließt. Nicht erschließen kann. Die Fülle der frei herumliegenden und stehenden Kostbarkeiten würde bei dem natürlich sofort einsetzenden Massenandrang der Be- sucher einige tausend Aufpasser erfordern, jeder Hufnagel, das kleinste Blümchen in den Höfen müßte vor den Händen der Karitäten- und Andenkenjäger durch eine Wache geschützt werden. Das ist natürlich unmöglich. Die italienische Regie- rung hat sich deshalb, da sie ja die Neuausgrabungen nicht für alle Zeiten vor der Öffentlichkeit verbergen kann, dadurch zu helfen gewußt, daß sie wohl die Straße — und das auch heute noch nicht ohne erhebliche und umständliche Erlaubnischwie- rigkeiten — dem Publikum zeigt, die Häuser aber geschlossen hält. Vor nicht langer Zeit war ich wieder dort, mit weniger Glück als beim ersten Male. Nicht eines der Häuser wurde mir geöffnet. Gleich Zerberussen standen vor jeder Tür Auf- seher und winkten mit einem kurzen „chinso!“, „geschlossen!“ ab. „Befehl der Regierung, Signore!“ Und die Malereien, die Plakate, die Krißeleyen der Kinder an den Fassaden waren nun mit Glasplatten überdeckt, teilweise mit Stoffvorhängen überhaupt unsichtbar gemacht.

Knapp ein Drittel Pompejis, das alte und neue, ist bisher ausgegraben. Zwei Drittel harren noch der Auferstehung. Für lange Zeit also hat die Menschheit die Aussicht, hier immer neue Wunder, immer neue Kostbarkeiten aus Schutt und Asche auftauchen zu sehen. Wunder, die trotz Flugzeug, Fernsehen und was menschlicher Geist noch alles ersinnen mag, kommenden Generationen sich immer beglückender er- schließen, Kostbarkeiten, die ihnen, so herrlich weit man's auch gebracht, die unvergleichliche Größe längst versunkener Zeiten immer wieder zu geistigem Nutzen und Gewinn vor Augen führen werden.



Modell der Mustersiedlung Ramersdorf bei München.

Lichtbild: Wiegig.

Durch richtiges Bauen zur rechten Wohnfreude!

Ein Querschnitt durch die „Deutsche Siedlungsausstellung, München 1934“.

Von Dr. Roland Schupp, München.

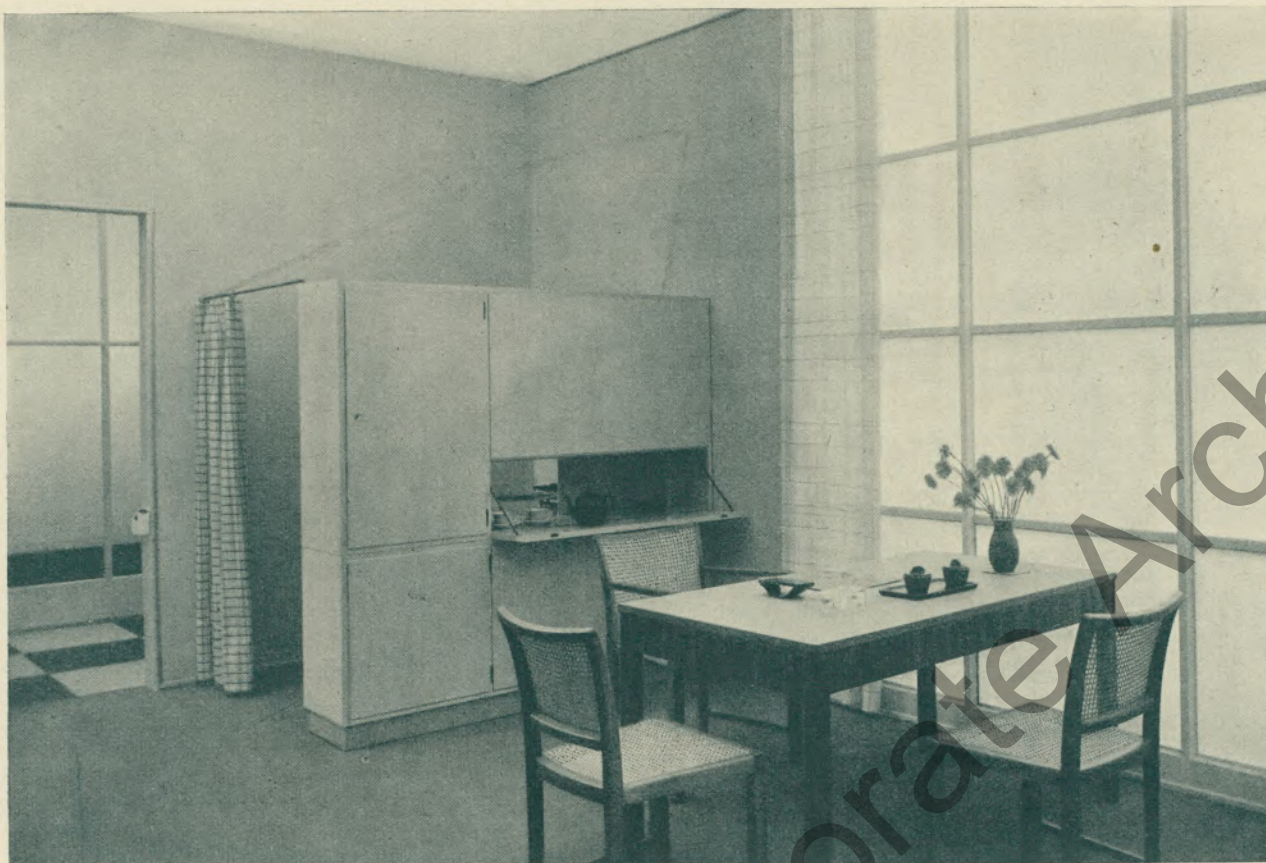
Das Ringen um eine neue zeitgemäße Wohnform hat die deutsche Öffentlichkeit im letzten Nachkriegsjahrzehnt in einem Maße beschäftigt wie noch nie zuvor. Verschiedene Städte unterstützten diese Bestrebungen durch die Veranstaltung von Bau-, Siedlungs- und Heimausstellungen und gaben sich dabei zum Teil der stillen Erwartung hin, mit der Heranziehung internationaler Architekten den Ruhm der Aufzeigung eines allgemeingültigen „europäischen Bau- und Wohnstils“ mit ihrem Namen in Verbindung bringen zu können. Was im Laufe dieser Jahre geschaffen wurde, war vielfach ein Bauen im Geiste der abstrakten Technik, ein Wohnen ohne Seele und ohne Heimatgefühl, das volksfremd blieb und bleiben mußte. Worauf es im letzten ankommt, wurde nicht erkannt oder verkannt. Mit der großen Zeitenwende ist jedoch auch auf dem Gebiete des Bauens und Wohnens ein neuer Geist eingezogen, der die Kraft zur Raumgestaltung aus der Verbundenheit mit dem Heimatboden und der Seele des Volkes schöpft. Noch ist alles freilich erst ein Anfang. Um so mehr kann es begrüßt werden, daß die „Deutsche Siedlungsausstellung München 1934“ sich der zukunftsweisenden Mission unterzieht, die leitenden Gedanken des großen Aufbauprogramms in wohn- und siedlungspolitischer Hinsicht im Rahmen einer eindrucksvollen Schau in technisch und künstlerisch gestalteter Form sichtbare Wirklichkeit werden zu lassen.

Die Deutsche Siedlungsausstellung ist keineswegs aus dem Ehrgeiz heraus entstanden, der Anziehungskraft Münchens als Kunst- und Ausstellungsstadt mit der Veranstaltung einer reinen Zweckschau neuen Auftrieb zu geben. Für die Schaffung

der Ausstellung war vielmehr der Gedanke maßgebend, nach den mancherlei Verirrungen und der spekulativen Amerikanisierung der Nachkriegsarchitektur einmal zu zeigen, was das neuangebrochene Zeitalter unter wahrhaft deutschem Bauen und unter echter Wohnkultur versteht. Drei Grundsätze sind es, die nach den Erläuterungen des Schöpfers der Ausstellung, Regierungsbaumeister Guido Harbers, die Deutsche Siedlungsausstellung von allen früheren Ausstellungen ähnlicher Art unterscheiden. Der erste Grundsatz ist der des „angenehmsten Wohnens“, der zweite Grundsatz der des „höchsten Wirkungsgrades“ und der dritte Grundsatz der des „deutschen Stils“. Das Streben nach höchstem Wirkungsgrad will dabei besagen, daß im Rahmen der verfügbaren Geldmittel eine Aufwertung des verbauten Kapitals bis zur Höchstgrenze erreicht werden muß. Die Aufwertung erfolgt planvoll durch das Kapital deutscher Bauerschaft und deutschen Bauwissens in wirtschaftlicher, technischer und künstlerischer Hinsicht.

Ihrem organisatorischen Aufbau nach ist die Deutsche Siedlungsausstellung in vier Abteilungen, eine Hallenschau, die Mustersiedlung Ramersdorf, eine Jahreschau Garten und Heim und die Ausstellung Kunst und Leben, gegliedert, die auf einer Gesamtfläche von 236 500 Quadratmeter den Besucher mit all dem vertraut machen wollen, was der Laie ebenso wie der Fachmann vom neuen Bauen und Wohnen wissen muß.

Die sich im Ausstellungspark in stilistisch meisterhafter Aufmachung präsentierende Hallenschau erfüllt die Aufgabe, das



Einraumwohnung mit Durchreiche zur Kochnische.

Lichtbild: Reidt.

Wohnen und Siedeln in jeweils thematisch geordneten Zusammenhängen zur Darstellung zu bringen. In die geschichtliche Entwicklung und die Gestaltungsgesetze der bäuerlichen, städtischen und industriellen Siedlung führt die „Historische Abteilung und Siedlungspolitik“ ein. An Hand guter Abbildungen werden die Besonderheiten der griechischen, römischen, altgermanischen und französischen Siedlungsformen aufgezeigt, zu denen Städte- und Siedlungsbilder des Mittelalters und der Neuzeit mit den ergänzenden Geländekarten ein sehr lehrreiches Gegenstück bilden. Die Notwendigkeit planmäßiger Bauernsiedlung in den bedrohten Ostgebieten des Reiches, die schon Friedrich der Große erkannte und in seiner Staatspolitik verankerte, wie auch das dringende Erfordernis einer bevölkerungspolitischen Auflockerung der Großstädte, die im Zusammenwirken mit einer zielklar durchgeführten Industrieverlagerung in Angriff genommen werden soll, findet hier eine überzeugende Darstellung. In wohlgewählten Schautafeln, Statistiken und Modellen wird weiter gezeigt, was auf dem Gebiete der Schaffung von Wohnhäusern und Siedlerstellen für den Arbeiter, den Bergmann, den Bauer, den Angestellten und den Beamten bereits geleistet worden ist und welche umfassenden Neuplanungen in Zukunft vorgesehen sind. Sehr eindrucksvoll ist auch die Bedeutung des Arbeitsdienstes als Wegbereiter und Helfer der Siedlung herausgestellt. Im gegenüberliegenden Teil der Halle lenken ausgewählte Planskizzen und Photos von landschaftsverbundenen Siedlerhäusern und Eigenheimen, vielfältige Bildanregungen für die Innenausstattung der Wohn- und Arbeitsräume sowie gute Darstellungen von Nutz- und Liebhabergärten mit Brunnen- und Teichanlagen die Aufmerksamkeit auf sich. Die Verbundenheit mit der deutschen Raumkunst früherer Zeiten bringen einige als Leihgabe zur Verfügung gestellte Barock- und Biedermeiermöbel sowie mehrere sehr schmuck eingerichtete Bauernstuben aus dem Oberbayerischen und Fränkischen zum Ausdruck.

Die Wohnkultur der Gegenwart findet in der anschließenden Halle II eine künstlerisch sehr eindrucksvolle Abwandlung. Als ein besonderes Verdienst kann es bezeichnet werden, daß die in dieser, wie auch in der gebauten Siedlung gezeigte Innenraumschau mit der häufig anzutreffenden Zermürung aufräumt, als ob die nationalsozialistische Wohn- und Siedlungspolitik nur der technischen und künstlerischen Ausgestaltung der Einfachwohnung Interesse entgegenbringen, allen Bestrebungen, die auf die Pflege einer gehobenen Wohnkultur gerichtet sind, aber gleichgültig gegenüberstehen würde. Aufgabe einer richtig verstandenen Bau- und Wohnpolitik kann es selbstverständlich nur sein, allen Wohnbedürfnissen die gleiche Aufmerksamkeit und künstlerische Förderung zuteil werden zu lassen.

Das Leben des Menschen vom Morgen bis zum Abend, ein Thema, das in der deutschen Dichtung, Musik und Malerei so oft und so liebevoll abgewandelt wurde, wird in dieser Abteilung vom Architekten aufgegriffen und in einer lebendigen Folge von etwa 60 eingerichteten Einzelzimmern gestaltet. Mit dem kräftigen Lusch der Sonnenterrasse und der Morgengymnastik beginnt das Vorspiel. Wer ein Freund körperlicher Abhärtung und geregelter Gesundheitspflege ist, findet hier in einer improvisierten Schau mancherlei Sportgeräte. Anschließend daran sind dem Thema „Frühstück“ einige Musterzimmer gewidmet, die die Einnahme des Morgenimbisses in der Kinderstube, in der Diele, im Zimmer eines Junggesellen und im Wochenendhäuschen einer raumgestaltenden Betrachtung unterziehen. Die gezeigten Lösungen wollen dabei selbstverständlich nicht als starre Norm, sondern immer nur als eine Anregung für geschmackvolles Wohnen gewertet sein. Der Vormittag als raumkünstlerisches Erlebnis ist ein Sichbefassen mit der Erfüllung des beruflichen Pflichtenkreises. Der Hausfrau sind hier gute Beispiele vor Augen geführt, wie sich eine Küche oder Wohnküche einrichten läßt, was ein Näh- und Bügelzimmer an Raumaus-



Das Zimmer der Hausfrau.

Lichtbild: Reide.

stattung erfordert, und wie vor allem auch den Glückbringern der Familie, den Kindern, zweckentsprechende Aufenthaltsräume zum Spielen und zum Erledigen der Schularbeiten geschaffen werden können. Die ausgestellten Zimmer legen Zeugnis dafür ab, daß die Erfordernisse des einfach-hygienischen Wohnens sehr gut mit dem Bedürfnis nach geschmackvoller Raumgestaltung in Einklang gebracht werden können. Einen vorbildlichen Eindruck von gepflegter Wohnkultur vermitteln auch das Zimmer der Frau und die in verschiedener Ausstattung gezeigten Speisezimmer, deren freundlich gedeckte Tische die Raumharmonie zu vollendeter Wirkung bringen. Aus dem Berufskreis des Mannes sind hier weiterhin ein Studierzimmer des Gelehrten und ein Schreibzimmer des Schriftstellers, das mit Stahlrohrmöbeln eingerichtete Büro eines Rechtsanwaltes, das Atelier eines Architekten und das Sprechzimmer eines Arztes zur Darstellung gebracht. Eine besondere Note bringt als ausstellungstechnisches Motiv „Der Nachmittag“ in diese Schau. Hier wird zunächst einmal in einem Zimmer „Nachmittagsruhe der Frau“ der fürsorglichen Hausfrau etwas Ausspannung gegönnt, denn nur zu bald harren ihrer schon wieder neue, wenn auch leichtere Pflichten. Wer hätte nicht Lust, an einem arbeitsfreien Nachmittag in einer lauschigen Kaminecke oder in einem stilvollen Bibliothekzimmer seiner Leservut zu frönen, in einem Bridgezimmer sein Spielglück zu versuchen oder als Kunstsammler einem zu Besuch weilenden Freund seine Schätze zu zeigen. Auch ein Wintergarten und eine Gartenterrasse legen vom neuen Zeitgeist Zeugnis ab. Gedämpfte Lichthaltung kündigt den letzten Zyklus dieser Schau mit dem Titel „Der Abend“ an. Auch hier sind in sehr anregender Form ein Familientisch am Abend, eine festliche Abendbesuchstafel, eine Quartett- und Radioecke und das Zimmer eines Grammophonliebhabers zur Darstellung gebracht. Der Ausklang des Tages wird endlich in verschiedenen Schlafzimmern ver-

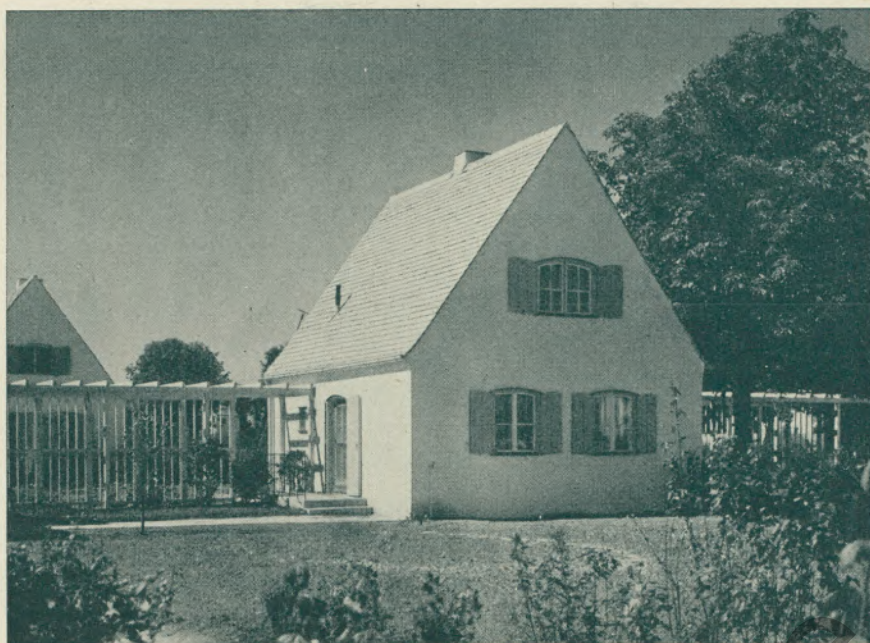
anschaulicht. Mag auch die eine oder andere der gezeigten Zimmereinrichtungen Geschmackseigenheiten aufweisen, über die man verschiedener Meinung sein kann; in ihrer Gesamthaltung vermittelt die Schau jedoch einen sehr nachhaltigen Eindruck, was unter deutscher Wohnkultur zu verstehen ist. Ein sehr beschwingtes Raumempfinden verrät die anschließend gezeigte Dreizimmerwohnung mit Schlafzimmer, Schreibzimmer und Wohnzimmer sowie ein Einraum-Junggesellenheim mit Kohnische.

Die Wertschätzung der Dekorationskunst als Mitgestalterin einer gepflegten Wohnkultur kommt darin zum Ausdruck, daß ihr in Halle IV, in der die jüngsten Errungenschaften deutscher Haushaltstechnik auf dem Gebiete der Heizung und Beleuchtung, wie insbesondere auch der Wasserversorgung und Entwässerung gezeigt werden, unter dem Titel „Vorhang, Wand und Boden“ ein eigener Raum gewidmet ist. Hier findet sich das Beste an Leistung, was an Teppichen und Decken, Möbel-, Wand- und Gardinenstoffen sowie an Tapeten und Fußbodenbelag von deutschen Erzeugerfirmen auf den Markt gebracht wird. Mit der gleichen Mustergültigkeit sind weiterhin in Halle V und VII die Elemente der Baukonstruktion im Roh- und Innenausbau in großer Anschaulichkeit zur Darstellung gebracht.

Ganz besonders regen Interesses erfreut sich in dieser Abteilung das „Haus im Aufbau“, dem man, wie es die Ausstellungsleitung sehr treffend bezeichnet, „die Haut“ abgezogen hat. In sinnvoller Weise ist bei diesem Haus durch entsprechende Schnittfreilegungen jede Bauvollendungsstufe sichtbar gemacht. Nicht unerwähnt bleiben darf hier auch das im Verhältnis von 1 : 200 ausgeführte Modell der Muster-siedlung Ramersdorf sowie die daran anschließende Schau der 34 Haustypen, die in Einzelmodellen, Grundrissplanungen und Texterläuterungen genaue Aufschlüsse über die Größe und Kosten der Siedlungshäuser, wie auch die näheren Finanzie-

rungsweisen gibt. In Halle VI endlich gliedert sich noch eine sehr reich beschickte Firmenschau an. Was an geprüften technischen Neuerungen vorhanden ist, um die mit der Haushaltsführung und dem Wohnen zusammenhängenden Arbeiten zu erleichtern, zeigt diese kleine Sonderausstellung in recht guter Aufmachung.

Den eigentlichen Mittelpunkt der Deutschen Siedlungsausstellung bildet natürlich die „Mustersiedlung Ramersdorf“, die im Süden Münchens in herrlichster Lage im Laufe weniger Monate emporgewachsen ist. Mit der Muster-



Einfamilienhaus in der Mustersiedlung Ramersdorf.

Architekten: Knidlberger und Schüller, München.

Preis schlüsselfertig 8500 RM.

siedlung ist in sehr geschickter Weise die „Jahresschau Garten und Heim“ verbunden. Was in der Hallenschau in theoretischer Form demonstriert ist, hat in Ramersdorf in der Gestalt von rund 200 Siedlerhäusern, von denen 40 auch im Innern mit Möbeln und Hausgerät ausgestattet sind, praktische Verwirklichung gefunden. Die Siedlung, die sich in geradezu meisterhaftem Wurf in das vorhandene Landschaftsbild einfügt und den wundervollen Turm der alten Ramersdorfer Barockkirche zum beherrschenden Blickmittelpunkt erhebt, läßt mit ihren schmucken Häusern, ihren grünen Angern und den sich durch Busch und Strauch schlängelnden Wegen in jedem sofort ein Heimatgefühl aufkommen. Mit großem Können und dem „Kapital“ reichster Bauerschaft ist hier eine Siedlung gebaut worden, die nicht etwa nur für die Dauer der Ausstellung geschaffen ist, sondern die vielmehr nach deren Schluß von glücklichen Menschen bewohnt werden wird. Mit der Anlage wird zum erstenmal anschaulich gemacht, von welcher weittragender Bedeutung die organische Aufschließung eines größeren Siedlungsgeländes nach einheitlichen Gesichtspunkten ist, denn alle Einzelheiten der Siedlung waren bis zum letzten durchdacht, ehe mit dem ersten Spatenstich begonnen wurde. Siedlungstechnisch kann es als eine Idealösung bezeichnet werden, daß jedes Haus grundsätzlich an der Nordseite des einzelnen Grundstückes angeordnet ist, so daß sich in jedem Fall der südlichen Wohnseite des Hauses der Garten auf der Sonnenseite vorlagert. Die Ausarbeitung der Einzelbaupläne lag in den Händen von 17 Architekten, die unter der Führung des Gesamtleiters der Ausstellung 34 verschiedene Haustypen mit etwa 60, 80, 100 und 120 Quadratmeter Wohnfläche entwickelten. Die durchweg als Eigenheime erstellten Siedlungshäuser, deren weit überwiegende Mehrzahl frei im Gelände steht, während der übrige Teil in der Form von Doppelspänner- oder Reihenhäusern gebaut ist, sind alle grundsätzlich so angelegt, daß selbst beim kleinsten Typ mindestens fünf Betten in drei verschiedenen Räumen aufgestellt werden können. Verschiedene Haustypen, darunter vor allem das „wandbare Haus“, das dem Besitzer bis zur Benötigung aller Räume für den eigenen Wohngebrauch die selbständige Abvermietung der oberen Räume ermöglicht, zeigen eine sehr interessante Grundrißplanung. Auch die Gestaltung der Gärten weist durch den teilweisen Einbau von

Belien ist Wert darauf gelegt, daß zu deren Herstellung nur deutsches Holz verwendet wurde. Der Ausstellungsabsicht entsprechend werden dem Besucher neben möblierten Einfachhäusern mit Wohnküche, Eltern- und Kinderschlafzimmer nebst Nebenzimmern auch Häuser mit sehr entwickelter Wohnkultur vorgeführt, die über die übliche Raumaufteilung hinaus mit getrenntem Wohn- und Speisezimmer sowie mit eigenem Musikzimmer versehen sind.

Eine wertvolle Ergänzung der Deutschen Siedlungsausstellung bildet die „Jahresschau Garten und Heim“, deren tieferer Sinn ist, dem Siedler praktische Anregungen zu geben, wie er sich auch mit beschränkten Mitteln einen die Mühe reichlich lohnenden Nutzgarten oder einen reizvollen Liebhäusergarten anlegen kann. Dem kapitalkräftigeren Eigenheimbesitzer bietet eine Reihe prächtig angelegter Muster-gärten gleichfalls Gelegenheit, die eigene Wohnfreude mit der Schaffung eines solchen Gartenparadieses noch um ein Vielfaches zu steigern. Zahlreiche führende deutsche Gartenarchitekten haben mit größter Liebe und Sorgfalt zu der Gestaltung dieser Schau ihr reiches Wissen zur Verfügung gestellt. Angebrachte Schilder geben bei jeder Gartenanlage genaue Auskunft darüber, welchen Mittelaufwand eine derartige Gartengründung erfordert. In Verbindung mit der Gartenschau werden in Stein- und Holzbaupreise auch einige Dauer- und Wochenendhäuser vorgeführt, unter denen vor allem die beiden vorbildlichen Kleinsiedlerhäuser, die von den Städten München und Nürnberg speziell für die vorstädtische Kleinsiedlung entworfen wurden und hier gezeigt werden, größte Beachtung verdienen. Als sehr lehrreich kann ferner die im Zusammenhang mit diesen Siedlerhäuschen im praktischen Betrieb vorgeführte Kleintierhaltung bezeichnet werden.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß die „Deutsche Siedlungsausstellung, München 1934“ nicht nur das hält, was sie ihrer Themasstellung nach verspricht, sondern daß sie darüber hinaus ein wohnungs- und siedlungspolitisches Programm aufrollt, das noch lange über ihr Bestehen hinaus die deutsche Öffentlichkeit beschäftigen wird. Mögen andere Zeiten und andere Verhältnisse das eine oder andere noch verbessern und weitertreiben können — bleiben aber wird die „Richtung Ramersdorf“.

Pergolen und kleinen Zierbrunnen ganz entzückende Bilder auf. Wirtschaftlich ist von Bedeutung, daß die Kosten der einzelnen Haustypen sich an Ort und Stelle in den Grenzen zwischen 8500 und 30000 Reichsmark halten. Dabei wird für den Erwerb der Häuser 40% als Anzahlung gefordert, während der Restbetrag als Hypothek mit 4% zu verzinsen und mit 2% zu tilgen ist. Die auch im Innern eingerichteten Siedlungshäuser lassen gleichfalls einen sicheren Blick für harmonisch abgestimmte Raumwirkungen erkennen. Bei den zur Schau gestellten Mö-

Das Problem des Lebens.

Jakob v. Uexküll, dem Begründer der Lebenslehre in der gegenwärtigen Biologie,
zum 70. Geburtstag, am 8. September 1934.

Von allen Naturwissenschaften ist die Biologie am spätesten zur eigenen Bedeutung, zur Selbständigkeit gelangt. Das Mittelalter, das das Leben vorwiegend als Weg zum Jenseits betrachtete und vornehmlich um das Heil der Seele besorgt war, erforschte nur im geringen Maße die körperlichen Vorgänge der Lebewesen. Es übernahm alle Kenntnisse hierüber vom Altertum, soweit dessen Schriftsteller überhaupt bekannt waren. Erst mit dem Beginn der Neuzeit, als die Kirche ein gut Teil ihrer Macht eingebüßt, wird das Leben nicht mehr als Durchgangsstation auf Erden angesehen. Die Würde des Menschen wird entdeckt, seine Vernunft als Auszeichnung gegenüber den Tieren anerkannt, die in Instinkt und Empfindung verharren und zu einer Entscheidung unfähig sind. Noch betrachtet man die Tiere als Automaten, die lediglich den Gesetzen der mechanischen Bewegung folgen, denen allein der Geist, vor allem der menschliche Geist, nicht unterworfen ist. Das 18. Jahrhundert zeigt, daß auch der Geist allgemeinen Regeln gehorcht, daß auch das Denken etwas Natürliches ist, was allen gemeinsam ist und keinen Anlaß zu Vorrechten bietet. Allerdings ist der Lebensgenuß, zu dem die Natur jeden einzelnen bestimmt hat, infolge zu geringer Zunahme des Bodenertrags der Erde im Vergleich zur Vermehrung der Bevölkerung nicht gesichert. Der einzelne muß um diesen Genuß kämpfen. Der Tüchtigste trägt den Sieg davon. Diese Anschauung, gewonnen aus der Beobachtung des Menschen, wird im 19. Jahrhundert auf die Verhältnisse der Tiere übertragen. Im Gegensatz zur biblischen Schöpfungsgeschichte wird die Ansicht vertreten, daß sich alle Lebewesen, auch die Menschen, natürlich entwickelt haben, daß die eine Art aus der andern hervorgegangen ist. Bei dieser Wandlung haben nur die Individuen sich durchsetzen können, die den Kampf ums Dasein, um Nahrung und Fortpflanzung erfolgreich führten und sich anzupassen vermochten. So blieben nur die Fähigsten am Leben. Diese Lehre, die hauptsächlich Darwin ihre Popularität verdankt, wird schon zu seinen Lebzeiten bestritten. Oft — so wendet man ein — sind es gerade die Besten, die im Kampf ums Leben untergehen, während die Wesen, die sich zu schonen wissen, sich eines langen Lebens erfreuen. Auch aus anderen Gründen ist keineswegs immer die Stärke im Kampf ums Dasein entscheidend. So sind für einzelne Tätigkeiten Eigenschaften erforderlich, die bei andern Aufgaben gerade unzureichend sind. Ein kleiner schmaler Mann vermag sich z. B. auf einer Flucht seinen Verfolgern, großen breitschultrigen Männern, zu entziehen, indem er durch einen schmalen Holzspalt schlüpft. Umgekehrt vermag ein großer breitschultriger Mann leichter durch ein Gewässer zu waten als ein schmaler Kleiner, der wegen der Tiefe des Wasser fürchten muß, zu ertrinken. Um den Kampf ums Dasein erfolgreich zu bestehen, müßte sich einmal der große Mann dem Kleinen, zum andern der kleine dem großen annähern. Daß eine solche Elastizität unmöglich ist, wird biologisch durch die Erbforschung bewiesen. Auch daß im Bereich des Seelischen und des Körperlichen alles auf natürliche Weise nach den Gesetzen der Mechanik verläuft, wird schließlich bezweifelt. Der Geist, der alle Erscheinungen mit nüchternem Verstande einem einzigen Weltgesetz unterwerfen will, hat durch seine „Naturbetrachtung“ Seele und Körper ihrer Würde beraubt. Er hat sich als Widersacher der Seele erwiesen. Besteht überhaupt noch die Möglichkeit, daß er ihr und dem Leben gerecht wird? Auf diese und andere Fragen hat die Lebenslehre Jakob v. Uexkülls eine Antwort erteilt.

Uexküll, der am 8. September 1864 als Sohn des Stadthauptmanns von Riga geboren wurde und in Estland aufgewachsen ist, entstammt wie ein anderer großer, nicht nur landsmannschaftlich verwandter Biologe, Carl Ernst v. Baer, dem baltischen Adel.

Als er mit seinen biologischen Arbeiten begann, beschäftigte er sich zuerst mit der Biologie der Wassertiere und der Untersuchung des Drucks der Muskeln; erst nach einer langen Reihe von Jahren, die der praktischen Untersuchung im Tiefseeforschungsinstitut in Monaco, in der biologischen Station in Neapel und in Daresfalam gewidmet waren, erschienen die Schriften, die den Grund seiner Lebenslehre gelegt haben:

Umwelt und Innenwelt der Tiere (1909), Bausteine zu einer biologischen Weltanschauung (1913), Theoretische Biologie (1920 und 1928 in 2. Auflage), Lebenslehre (1930).

v. Uexküll ist der Auffassung, daß alle Aussagen über das Leben metaphysischer Natur sind, daß es ein sicheres Wissen über das Leben nicht gibt. Nur die Lebewesen, nicht das Leben selbst, vermag der biologische Forscher zu erfassen. Im Gegensatz zum Darwinismus, der mit dem Entwicklungsgeß das Wesen des Lebens erschöpft zu haben meinte, beschränkte sich Uexküll in seinem Wissensanspruch. Indem er Kant folgt, lehnt er für die Biologie die Methode der Einfühlung ab, da die Darwinisten, die sich ihrer bedient hatten, den Tieren zum Teil menschliche Eigenschaften zuschrieben, die bei ihrer Lebensweise biologisch von ungeordneter Bedeutung sein mußten. Außerdem ließ die Einfühlung je nach der Eigenart des Forschers die verschiedenartigsten Vermutungen zu. Auch bestand für eine Wissenschaft, die alle Veränderungen auf mechanische Gesetze zurückführen wollte und an ihrer Stelle, sooft es gefiel, den Kampf ums Dasein zitierte, die Gefahr, überhaupt nichts mehr zu erkennen. Gegen diese Willkür in der biologischen Forschung richtete sich v. Uexküll in Gemeinschaft mit den Physiologen Beer und Bethe, indem er forderte, daß man bei Anwendung physikalischer Methoden in der Biologie die Einfühlung einmal beiseite lassen, für die Beschreibung physiologischer Experimente nicht mehr psychologische Charakteristika verwenden und die Betrachtung der Lebewesen als Maschinen ernst nehmen sollte. Statt der allgemeinen Ursache der Entwicklung, statt des Kampfes ums Dasein werden nun im besonderen mechanische Reize auf die Frage untersucht, ob sie im Sinn einer Entwicklung wirken. Aber nicht nur diese Beschränkung wird dem Darwinismus auferlegt.

Die Frage nach der Entwicklung der Lebewesen ist nicht das einzige Problem der Biologie. Mindestens ebenso wichtig ist die Untersuchung der den verschiedenen Organismen eigentümlichen Leistungen, die zwar durch die Entwicklung, durch den Aufbau des Organismus ermöglicht, aber niemals hinreichend erklärt werden. So wenig ein Stuhl in seiner Leistung verstanden wird, wenn man darauf hinweist, daß er aus Holz besteht, aus dem schließlich auch Schränke, Tische und Pulte gemacht werden, so wenig hat man den Organismus in seiner Eigenart erfasst, wenn man sich lediglich auf die Zellteilung bei seinem Aufbau beschränkt und nicht auf seine besondere Aufgabe achtet. Die Funktion des Organismus muß also unbedingt berücksichtigt werden.

Was ihn vom Gegenstand unterscheidet, ist die Fähigkeit, sich selbst zu steuern, sich selbst zu regulieren, sich selbst, wenn er verletzt ist, wieder herzustellen. Die Berücksichtigung dieser Eigenschaften führte v. Uexküll zur Begründung seiner Umweltforschung.

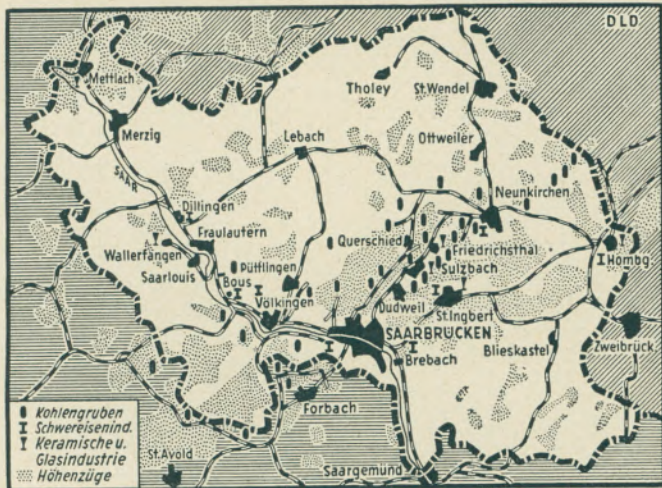
Jedes Tier führt eine Reihe verschiedener Handlungen aus, für die es vorgebildet ist und deren Zusammenhang die Form seines Lebens darstellt. Diese Handlungen bringt das Tier immer wieder neu nach einer bestimmten Reihenfolge hervor in einer ihm gemäßen Art; denn jedes Tier ist ein Subjekt, das in der ihm eigenen Weise die Welt erlebt, seine spezifische Umwelt hat. Wie der Mensch bei jeder Erfahrung an die Struktur seines Gemütes gebunden bleibt, so ist auch das Tier durch bestimmte Formen der Auffassung zu charakterisieren, die zwar das Wissen begrenzen, jedoch zugleich die Voraussetzung für jede Art des Erkennens bilden. Für die allgemeine Lebenslehre ergibt sich aus Uexkülls Forschung, daß der Entwicklung der Lebewesen Grenzen gesetzt sind, daß sie endlich sind. Kommen diese Gedanken auch der gegenwärtigen Ablehnung des Fortschrittsgedankens entgegen, der im 19. Jahrhundert so stark anerkannt wurde, so schließt doch ihr „Konserwatismus“ keineswegs aus, daß die menschliche Natur, ohne sich selbst zu verraten, in ihren geschichtlichen, politischen und wirtschaftlichen Entscheidungen wandelbar ist und neue Formen hervorzubringen vermag.

Dr. Arno Carl Coutinho, Hamburg.

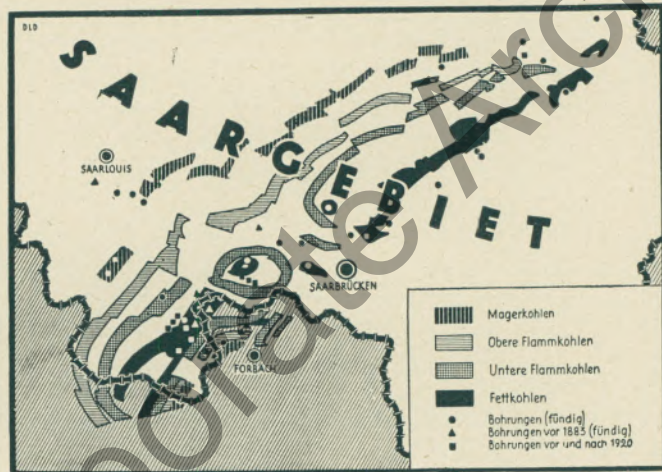
Die Rundschau

Monatliche Auslese besonders beachtenswerter Aufsätze
aus deutschen und ausländischen Zeitschriften.

Wirtschaftskarte des Saargebietes



Kohlenlager im Saargebiet



Die Saarfrage im französischen Licht.

Aus einem Artikel von Jean Saltier-Boissière und A.-L. Sérurier im „Crapouillot“,
Paris, April 1934. — Saltier-Boissière ist der Herausgeber des „Crapouillot“.

Die Saar entspringt in Lothringen in den Vogesen und mündet in der Rheinprovinz in die Mosel, nachdem sie ein kleines hügeliges, waldreiches, feuchtes, unfruchtbares und unfreundliches Land durchflossen hat, das nach ihr benannt ist: das Saargebiet. Mit seinen 800 000 deutschsprechenden Einwohnern ist es eines der am dichtesten bevölkerten Gebiete Europas. In diesem trostlosen Land wurden vor dem Kriege jährlich mehr als 13 Millionen Tonnen Kohle gefördert.

Der Reichtum des Landes beruht auf seinen Kohlengruben und seiner Schwerindustrie. Ungeheure Mengen Kohle speisen die Gießereien, die Stahlwerke, die ganze gewaltige Metallindustrie, die sich in den Händen einiger weniger Industrieller befindet. Das Saargebiet lebt nur von seinen Bodenschätzen; Kohle gibt es im Überfluß, doch es fehlt an Getreide. Von den 800 000 Einwohnern sind nur 3000 Bauern. Sechs der neun Eisenbahnlinien, die aus dem Osten Frankreichs nach Deutschland führen, gehen durch das Saargebiet, und seine Hauptstadt Saarbrücken ist der Knotenpunkt der Eisenbahnlinien Paris—Mainz und Straßburg—Köln.

Bei Ausbruch des Weltkrieges wurde sofort die elsass-lothringische Frage aufgeworfen. Aber niemand sprach im August 1914 vom Saargebiet, das schon seit 1871 nicht mehr französisch war. Jedoch seit Oktober 1915 forderte Robert Pinot, Royalist und Generalsekretär des Comité des Forges, nachdrücklich die Einverleibung des Saargebietes und zeigte, daß ohne das Saargebiet die Wiedergewinnung Elsass-Lothringens für Frankreich die Gefahr einer sehr schweren industriellen Krise heraufbeschwören würde. . . , da diese beiden Provinzen 18 Millionen Tonnen Kohle verbrauchten und nur 4 Millionen produzierten, so daß noch 14 Millionen zu den 21 Millionen hinzukämen, die Frankreich schon vor dem Kriege aus dem Auslande habe einführen müssen.

1917 stellte der Kongreß der Metallindustriellen, der in Lyon unter dem Vorsitz Theodor Laurents, des Generaldirektors der „Acieries de la Marine et d'Homécourt“, tagte, zwei Forderungen für den künftigen Friedensvertrag auf: 1. Einverleibung des Saargebietes; 2. Belieferung der französischen Industrie mit einer bestimmten Menge Kohle für eine möglichst lange Dauer.

Von diesem Zeitpunkt an wurde in mehreren von der Schwerindustrie abhängigen Zeitungen ein Pressefeldzug für die Eroberung der linken Rheinseite geführt.

Bei den Friedensverhandlungen im Jahre 1919 widerstehen sich die angelsächsischen Unterhändler zwar nicht der Forderung, daß Elsass-Lothringen ohne Volksabstimmung an Frankreich zurückfallen solle, doch erhoben sie gegen jede Annexion unter Berufung auf das „Selbstbestimmungsrecht der Völker“ Einspruch.

Lloyd George erklärte, es bestehe die Gefahr, „ein neues Elsass-Lothringen“ zu schaffen, wenn man ein von mehr als einem Jahrhundert wieder deutsch gewordenen Gebiet von Deutschland abtrenne.

Clemenceau forderte für Frankreich das Eigentum an den Kohlenbergwerken. Lloyd George war geneigt, dies zuzugestehen, lehnte aber jeden Gedanken an eine französische Oberhoheit im Saargebiet ab, während Wilson beide Vorschläge zurückwies, indem er erklärte: „In keinem der veröffentlichten Dokumente hat Frankreich jemals die Grenze von 1814 verlangt.“

Schließlich aber erkannte der amerikanische Präsident Frankreich das Recht auf Ausbeutung der Gruben zu, und zwar als Entgelt für die in Nordfrankreich zerstörten Gruben.

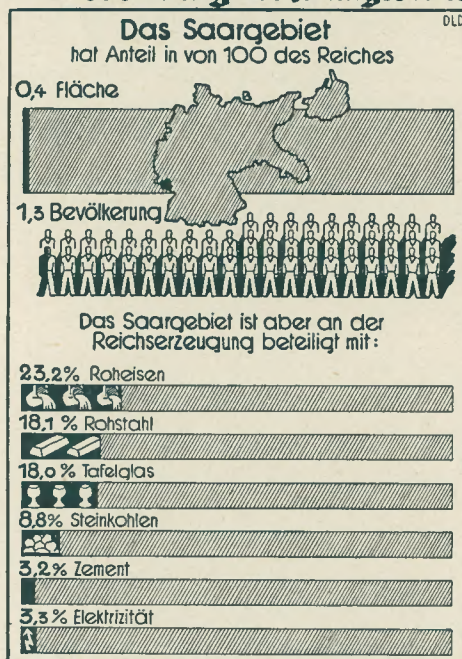
So entstand das junge Saargebiet, das bis zu seinem 15. Jahre unter Vormundschaft gestellt ist. Am 10. Januar 1935 wird es mündig.

Durch den Friedensvertrag hat Frankreich das Eigentum an allen Kohlevorkommen sowie an allen Zechengebäuden innerhalb des Saargebietes erhalten. Der Wert wurde von der Reparationskommission festgesetzt und Deutschland auf Reparationskonto gutgeschrieben.

Die Regierung besteht aus fünf vom Völkerbandsrat ernannten Mitgliedern: einem Franzosen, einem Saarländer und drei Staatsangehörigen anderer Länder als Deutschland und Frankreich. Diese Kommission, die den Völkerbund vertritt, hat unbefchränkte Regierungsgewalt; unter ihrer Aufsicht behalten die Einwohner ihre Gemeindevertretungen, ihre freie Religionsübung, ihre Schulen und ihre Sprache; jede Erleichterung wird ihnen gewährt, wenn sie das Gebiet verlassen wollen. Militärpflicht besteht nicht. Die Zollhoheit besitzt Frankreich. Gefegliches Zahlungsmittel ist der französische Frank.

Nach Ablauf der fünfzehn Jahre dieser provisorischen Regierung werden alle über 20 Jahre alten Männer und Frauen, die bei der Unterzeichnung des Friedensvertrages im Gebiet wohnten, nach Gemeinden oder Bezirken über folgende drei Möglichkeiten abstimmen:

Die Bedeutung des Saargebietes



Nur jeder 75. Einwohner Deutschlands wohnt an der Saar. Und das unter der Verwaltung des Völkerbundes stehende Saarland nimmt nur den 250. Teil der Fläche des gesamten Deutschlands ein, aber ein Viertel der Roheisenerzeugung Deutschlands, ein Fünftel der Rohstahlerzeugung, ein Fünftel der Walzwerkeleistung, ein Siebentel der Tafelglaserzeugung, ein Zehntel der Benzolherzeugung, und ein Zehntel der Steinkohlenproduktion Deutschlands stammt aus dem deutschen Saarland. Diese Zahlen sind für das Jahr 1931/32 berechnet und beweisen, wie eng das Saarland wirtschaftlich mit dem deutschen Mutterlande verflochten ist.

- Aufrechterhaltung der durch den Vertrag von Versailles errichteten Verwaltungsordnung,
- Bereinigung mit Frankreich,
- Bereinigung mit Deutschland.

Der Völkerbund wird unter Berücksichtigung des Abstimmungsergebnisses darüber entscheiden, unter welche Staatshoheit das Saargebiet gelangt.

Wenn durch die Abstimmung das Gebiet ganz oder teilweise an Deutschland zurückfällt, wird dieses die gesamten Eigentumsrechte von Frankreich zurückkaufen. Die Zahlung ist in Gold zu leisten. Falls innerhalb eines Jahres Zahlung nicht erfolgt ist, wird die Reparationskommission, wenn nötig, sämtliche Zechen oder den in Frage kommenden Teil liquidieren (Paragraph 36). Frankreich und seine Staatsangehörigen haben jedoch das Recht, diejenige Menge Saarkohle zu kaufen, die ihrem Bedarf zur Zeit des Rückkaufs der Gruben oder eines Teils derselben durch Deutschland entspricht.

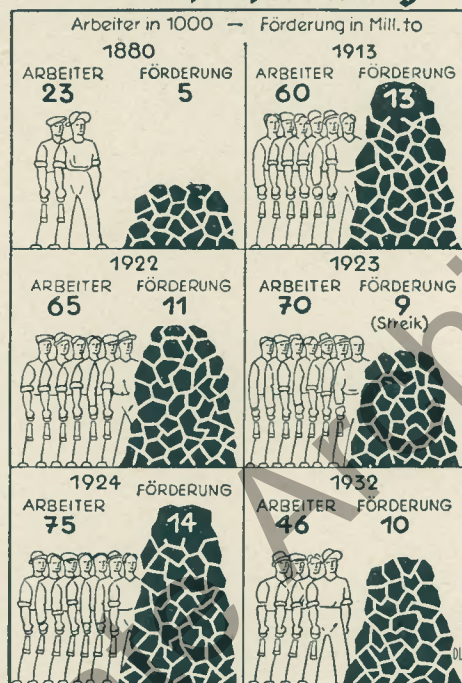
Von den französischen Schwerindustriellen wurde die „Association française de la Sarre“ gegründet, die ihren wirtschaftlichen Plänen politischen Nachdruck verleihen sollte. Der Vorsitzende dieser Vereinigung war Henri Rossignol.

Die „Association française de la Sarre“ begann bald ihre Tätigkeit: Pressefeldzug in den Zeitungen „Figaro“, „Ami du Peuple“, „Capital“, „Action Française“, „Animateur des temps nouveaux“, „Le Lorrain“ (Metz), sowie Veröffentlichung von Zeitschriftenartikeln, Broschüren und Büchern, ferner zahlreiche Versammlungen und Konferenzen seitens der „Association française de la Sarre“, der „Union de Commerce et de l'Industrie“ usw.

Gleichzeitig ließen die Schwerindustriellen durch gewisse Politiker einen Vorstoß zugunsten ihrer Privatinteressen unternehmen.

Am 7. und 8. November 1929 wurden im Parlament über die deutsch-französischen Saarverhandlungen Interpellationen eingebracht, auf die Briand antwortete: „Ich habe auf dieser Tribüne sagen hören, daß wir nach den Bestimmungen des Friedensvertrages Eigentümer der Gruben sind — das ist zutreffend —, und daß wir ja im Saargebiet noch fünf Jahre bleiben könnten, nach deren Ablauf wir die Gruben zu einem uns genehmen Preise verkaufen würden. Wir könnten nach Gutdünken darüber befinden, und da die Grubenwerte steigen, sei es nur vorteilhaft, abzuwarten. — Das ist nicht zutreffend. Wenn nach Ablauf von fünf

Saarkohlenförderung



In Versailles begründeten die Franzosen die Forderung auf das Saargebiet vor allem damit, daß sie behaupteten, einen Ersatz haben zu müssen für den Ausfall an Kohlenförderung im Kriegsgebiete Nordfrankreichs. Jahr für Jahr haben die Franzosen in den letzten 14 Jahren 12 Millionen t Kohlen aus den deutschen Gruben gefördert. Ihre Verluste durch die zerstörten Gruben in Nordfrankreich sind längst vielfach ausgeglichen, und der deutsche Saarkohlenarbeiter verlangt nunmehr, daß er ohne jede Behinderung frei wirtschaften kann, um seiner häuslichen Arbeit wieder der deutschen Volksgemeinschaft zugute kommen lassen zu können.

Jahren die Abstimmung ungünstig ausfällt, werden wir das Saargebiet räumen und sind dann gezwungen, unsere Gruben zu verkaufen, und zwar zu einem Preise, der nicht von uns, sondern von einem Schiedsgericht festgesetzt wird. Das schiedsgerichtliche Verfahren ist im Vertrage bereits vorgesehen.“

Lange Zeit gab es in Paris keine Person oder Dienststelle für die einheitliche Bearbeitung der Saarfrage.

Außerdem machte die französische Propagandaleitung bei der Auswahl ihrer Agenten auffallend merkwürdige Mißgriffe. So erwies man zum Beispiel dem Vorsitzenden der Saarländischen Sozialisten-Partei, dem übelbeumundeten Max Walz, die Ehre, dem Minister des Auswärtigen, Paul-Boncour, vorgestellt zu werden.

Es ist ein Satyrspiel der Weltgeschichte, daß am 21. Oktober 1933 — sechs Tage nach dem Zusammentreffen mit Paul-Boncour — das Büro der Saarländischen Sozialisten-Partei durch Rundschreiben allen Parteimitgliedern mitteilte, Walz sei aus der Partei ausgeschlossen und ein ehrengerichtliches Verfahren eingeleitet worden. Er wurde beschuldigt, fast die gesamten Geldmittel der Partei beiseitegeschafft und versucht zu haben, die Partei durch Bildung feindlicher Zellen zu sprengen. Das Rundschreiben, das diese schweren Anklagen enthält, wurde am 28. Oktober 1933 von den nationalsozialistischen Zeitungen veröffentlicht.

Am 14. Juli 1933 schlossen sich alle saarländischen Parteien mit Ausnahme der marxistischen zur „Deutschen Front“ zusammen. Daß die katholischen Kreise zögerten, sich ihr anzuschließen, und daß die sozialistische Partei sich ihr verweigerte, gab der „Association Française de la Sarre“ neue Hoffnung auf ein für den Status quo günstiges Abstimmungsergebnis.

Die Association, deren Propaganda sich bis dahin mehr an die Franzosen als an die Saarländer gewendet hatte, glaubte, der Augenblick zu einer doppelten Aktion sei gekommen: einerseits lebhaftere Propaganda in den zugänglichen saarländischen Kreisen und Unterstützung der Hitlergegner, Marxisten und Autonomisten, andererseits Kampf gegen Nationalsozialisten und „Deutsche Front“. Hierzu schien die Hilfe der Regierungskommission und der französischen Regierung unerlässlich zu sein.

Max Braun, der Führer der sozialdemokratischen Partei, und Max Walz, der Vorsitzende einer eigenartigen Saarländischen Liga für Menschenrechte, deren Anhänger hauptsächlich aus deutschen Flüchtlingen und saarländischen Juden bestehen und die mit der Französischen Liga für

Menschenrechte nichts zu tun hat, erhielten den Auftrag, einen Hitlerterror im Saargebiet an den Pranger zu stellen.

Mar Braun begann einen Pressfeldzug in der „Volksstimme“. Die autonomistischen Zeitungen „Generalanzeiger“ und „Chronik“ unterstützten ihn.

Mar Wals veröffentlichte in französischer Sprache eine Denkschrift, die alle angeblich von Nationalsozialisten im Saargebiet begangenen Terrorakte aufzählte. Einer gewissen Anzahl von Tatsachen, deren Bedeutung jedoch übertrieben wurde, fügte er eine Menge frei erfundener Behauptungen an. Diese Denkschrift wurde an alle französischen Abgeordneten und Senatoren gesandt.

Der englische Präsident Knox erließ daraufhin sieben äußerst harte Verordnungen, die den nationalsozialistischen „Terror“ und die Hitlerpropaganda eindämmen sollten. Tatsächlich bedeuteten diese Verordnungen die völlige Unterdrückung der politischen Freiheit im Saargebiet.

Vom 1. Oktober 1933 ab erklärten sich die bürgerlichen Parteien eine nach der anderen für aufgelöst, zuerst die Deutschnationalen Partei, dann die Saardeutsche Volkspartei Röchlings, das Sammelbecken der Bürgerlichen, endlich auch das katholische Zentrum. Nur die Saarländische Nationalsozialistische Partei blieb bestehen und erhielt dadurch in der Deutschen Front die führende Stellung.

Bald umfaßte die Deutsche Front etwa 80 Prozent der abstimmungsberechtigten Bevölkerung.

Die französischen Schwerindustriellen, die ihre Hand auf die saarländischen Gruben und Werke gelegt haben, hofften zunächst, durch Propaganda und, wenn nötig, unter Anwendung von Druckmitteln eine günstige Abstimmung erreichen zu können. Als dann aber auch die größten Optimisten die Hoffnung aufgeben mußten, ließen sie durch den Sozialdemokraten Mar Braun eine Vertagung der Abstimmung um fünf oder, wenn möglich, um zehn Jahre unter dem Vorwand beantragen, der nationalsozialistische Druck an der Saar stelle eine freie Abstimmung sehr in Frage.

Im Januar 1934 teilte der Völkerbundrat mit, daß er es für seine Pflicht halte, für die Abstimmung im Jahre 1935 die erforderlichen Vorbereitungen zu treffen.

Nach dem Vertrag von Versailles muß die Abstimmung nach Bezirken oder Gemeinden (360 Gemeinden) vorgenommen werden. Unter Berücksichtigung des Abstimmungsergebnisses wird dann der Völkerbund die Grenzen festsetzen.

Gemeinden, die nicht weit von der französischen oder deutschen Grenze entfernt liegen, könnten leicht mit dem entsprechenden Lande vereinigt werden. Schwieriger wäre die Lage der „Völkerbundsgemeinden“, die weder zu Frankreich noch zu Deutschland gehören wollen. Praktisch ist der berühmte Status quo nur auf eine größere Zahl zusammenhängender Gemeinden anwendbar.

Die „Association Française de la Sarre“ trägt einen Optimismus zur Schau, der sich auf hitlerfeindliche Stimmung, religiöse Streitigkeiten, ein etwaiges Eingreifen des Papstes und der Bischöfe und eine Inflation der Mark stützt. Es ist zu fürchten, daß diese ganze Agitation lediglich eine Minorität schafft, die zu schwach sein wird, um praktische Bedeutung zu erlangen.

Nach der Abstimmung bleibt gemäß dem Wortlaut des Versailler Vertrages nichts übrig, als die Entscheidung anzunehmen.

Entwird eine genügende Anzahl Gemeinden für den Status quo, so muß ein autonomer Staat gebildet werden. Dabei sind zahlreiche schwierige Probleme zu lösen (politische Rechte der Einwohner, gesetzgebendes Parlament, Ausgleich des Staatshaushaltes, Sicherung der Ausfuhr nach Deutschland usw.).

Wenn sich in einigen getrennt liegenden Gemeinden eine Mehrheit für den Status quo ergibt, so bedeutet das keine Entscheidung für den Anschluß an Frankreich. Was ist dann zu tun? Das beste wäre zweifellos, sie von neuem abstimmen zu lassen, ob sie nicht nunmehr den Anschluß an Frankreich wünschen. Man könnte in der Tat so argumentieren: Bei der ersten Abstimmung haben sich die Einwohner lediglich gegen Berlin ausgesprochen. Außerdem konnten sie bei der ersten Abstimmung hoffen, daß sich eine größere Anzahl von Gemeinden für die Autonomie erklären würde, während sie nachher wissen, daß dies nur wenige Gemeinden getan haben, und daß die Autonomie unter diesen Umständen nicht durchführbar ist. Infolgedessen können sie nunmehr den Anschluß an Frankreich vorziehen.

Bei der augenblicklichen geistigen Einstellung gibt es nur eine dauerhafte und vernünftige Lösung: Wiedervereinigung derjenigen Gemeinden mit Deutschland, die sich klar für Deutschland entscheiden, Anschluß derjenigen Gemeinden an Frankreich, die sich klar gegen Deutschland aussprechen.

Das Abstimmungsgeheimnis soll dazu beitragen, daß diejenigen Saarländer, die sich gegen Deutschland entschieden haben, in Sicherheit und Ruhe leben können. Der Völkerbund wird von der deutschen Regierung Zusicherungen in dieser Hinsicht erhalten und ihre loyale Durchführung überwachen.

Aber die spontane Bedrohung oder vielmehr die Verachtung seitens der Bevölkerung bleibt. Denn man kann von den Saarländern, die zu Deutschland zurückkehren, beispielsweise nicht verlangen, daß sie mit erklärten Autonomisten sympathisieren oder dafür sorgen, daß die jüdischen Geschäfte keine Kunden verlieren.

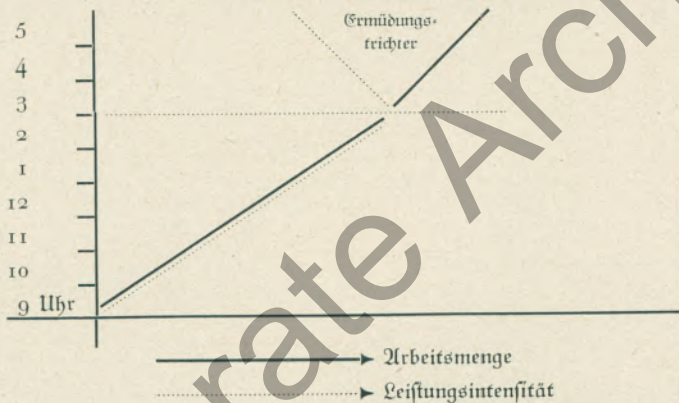
Frankreich wird also zweifellos eine neue Welle politischer Flüchtlinge aufnehmen müssen, die nicht für die Franzosen gekämpft haben, sondern nur für ihre eigene Sache.

Der Ermüdungstrichter.

Aus „Der Kaufmann überm Durchschnitt“.

Jeder Büroarbeiter weiß, daß gerade dann die Arbeit anschwillt, wenn man bereits anfängt, müde zu werden. Vormittags geht alles glatt, die Arbeitsmenge nimmt zu, aber gleichzeitig auch die Arbeitsintensität, man „kommt nach und nach in Schwung“. Dann kommt die Mittagspause, und etwa ein bis zwei Stunden später, so zwischen drei und vier Uhr, zeigt sich eine unangenehme Disharmonie. Die Arbeitsmenge, besonders im Diktatzimmer, steigt nochmals bedeutend an, die Herren wollen pünktlich die Post zur Unterschrift haben. Auf der anderen Seite nimmt die Arbeitsintensität rasch ab, was sich besonders gut bei Stenotypistinnen beobachten läßt. Sie vertippen sich öfters, radieren, werden leicht abgelenkt — kurzum, zeigen alle Ermüdungserscheinungen.

Wenn man diese Beobachtungen durch eine Kurve veranschaulicht, so bekommt man eine Zeichnung, die an einen Trichter erinnert. Deshalb nannte ich diese charakteristische Erscheinung den „Ermüdungstrichter“.



Was kann man tun, um diesen höchst unerwünschten Gegensatz auszugleichen? Diese Frage wurde von Dr. L. Bolton, Professor für Psychologie an der Temple-Universität in Philadelphia, genau untersucht. Er hat über 500 000 Berechnungen angestellt, kann also auf Grund wirklich exakter Unterlagen eine Antwort erteilen.

Zunächst mußte er natürlich eine Methode suchen, um objektiv feststellen zu können, in welcher Weise die Leistungsfähigkeit abnimmt. Es wurden mit den Bürodamen, um die es sich in erster Linie handelt, mehrere Experimente durchgeführt. Erstens der Dreilochversuch. Ein Metallstift ist nacheinander in drei Löcher einer Platte zu stecken, die eben groß genug sind, um den Stift durchzulassen. Die Bewegungen sind so schnell als möglich auszuführen und werden automatisch registriert. Damit wird geprüft, wie schnell die Muskeln dem vom Gehirn ausgehenden Impuls folgen.

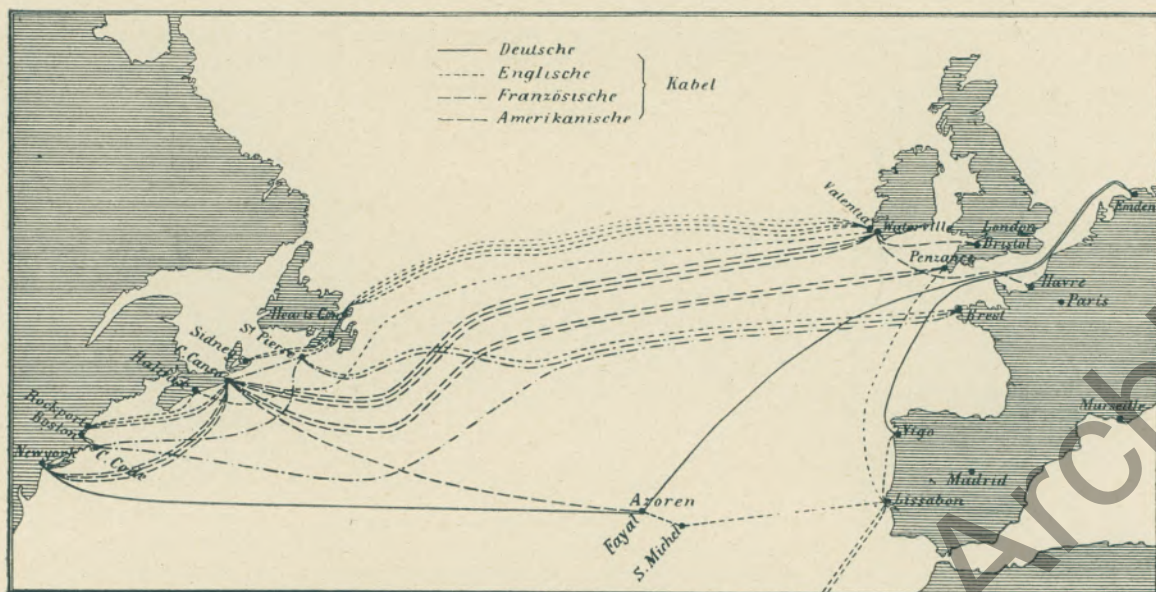
Zweitens: Fünf Buchstaben müssen in bestimmter Weise auf einer Karte untergebracht werden, die mit fünf verschiedenen geometrischen Figuren bedeckt ist. Die Anleitung für diese Aufgabe war oben auf der Karte vordruckt. Damit sollte die geistige Beweglichkeit festgestellt werden. Schließlich wurde noch die Klopfsprobe vorgenommen: Jedes Mädchen klopfte so schnell als möglich mit einem Metallstift auf eine Metallplatte. Die Anzahl der Schläge wird automatisch aufgezeichnet. Damit wurde ein Maßstab für Geschwindigkeit und Ausdauer der Mädchen gefunden.

Die Mädchen wurden für die Experimente in vier verschiedene Gruppen eingeteilt. Gruppe I erhielt nachmittags eine Pause und wurde mit Kuchen, Konfekt und Orangensaft erfrischt. Gruppen II und III erhielten auch eine Pause und Erfrischungen, aber nur an bestimmten Tagen, und zwar viermal in der Woche. Gruppe IV war zur Kontrolle da, sie erhielt nichts.

Das Ergebnis dieser Versuche läßt sich folgendermaßen charakterisieren. Gruppe IV, die „normal“ war, zeigte bis gegen drei Uhr eine ansteigende Leistungskurve, die von da ab schnell absank. Gruppen II und III zeigten im Vergleich zu Gruppe I keine wesentlichen Unterschiede. Alle drei Gruppen wiesen eine bedeutend erhöhte Leistungskurve auf, die „Nachmittagsmüdigkeit“ hatte auf sie fast keinen Einfluß.

Auf Grund dieser Versuche stellte Professor Bolton die Forderung auf, dem Büropersonal etwa gegen halb drei Uhr eine kleine Erfrischung zu reichen und eine kurze Pause dazu einzuführen. Die Pause ist dabei übrigens unwesentlich, wichtig ist die kleine, zusätzliche Mahlzeit. Etwas Konfekt, ein Glas Limonade, ein wenig Obst, führen dem ganzen Körper so viel neue Energie zu, daß die Arbeit in voller Frische zu Ende geführt werden kann. Wie wir hören, haben auf Grund dieser Untersuchungen verschiedene amerikanische Großfirmen die Einrichtung getroffen, daß nachmittags ein Lehrling den Angestellten kleine Erfrischungen reicht. Diese Mehrausgabe soll sich durch entsprechende Leistungssteigerung gut bezahlt machen.

Dort, wo die Firma noch nicht so weit ist, wird es sich empfehlen, zur Selbsthilfe zu greifen. Man wird also einige Stückerchen Konfekt oder auch nur Zucker zu sich nehmen, wenn man nachmittags merkt, daß man müde wird. Und dann wird man mit Genugtuung feststellen, daß die Leistungskurve nicht absinkt, sondern daß man den Endlauf des Arbeitstages siegreich und in voller Frische besteht.



Stand der überseeischen Kabelnlinien im Jahre 1900.

Technische

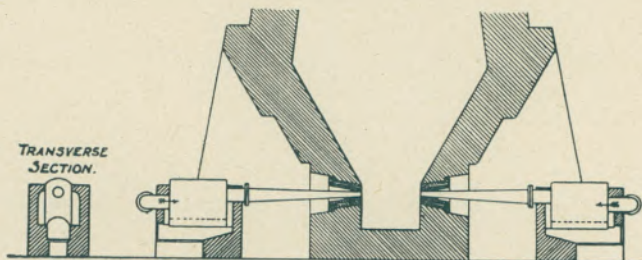
1. 9. 1900 wurde das erste deutsch-amerikanische Überseekabel in Betrieb genommen. Damit wurde der langgehegte Wunsch nach einer direkten Telegraphenverbindung zwischen Deutschland und Amerika erfüllt. Der Weg, den das Kabel nimmt, geht von Emden zu den Azoren und von dort aus nach New York; die Tiefe, in der das Kabel verlegt werden mußte, schwankt zwischen 1800 und 5500 Meter. Die Leitungssader des Kabels besteht aus Kupfer, die mit Guttapercha, Zute und Schutzdrähten umgeben ist. Besonders stark ist das Kabel in der Nähe der Rüste armiert, da es dort mechanischen Beschädigungen am meisten ausgesetzt ist. Weiter sind Teile des Kabels an durch Bohrwürmer gefährdeten Stellen durch besondere Messingbänder geschützt. Die gesamte Länge des Kabels zwischen Emden und New York beträgt 7671 Kilometer. Als am 1. 9. 1900 der Betrieb eröffnet wurde, tauschten der deutsche Kaiser und der damalige Präsident der Vereinigten Staaten, McKinley, Begrüßungstelegramme aus.

11. 9. 1816 wurde in Weimar Carl Zeiß geboren. Er wurde als Mechaniker ausgebildet und eröffnete später in Jena eine feinmechanische Werkstätte. Durch die Geschäftsverbindung mit der Universität wurde Zeiß zu immer größeren Leistungen auf feinmechanischem Gebiet angeregt und endlich durch den Mediziner Schleiden auf die Anfertigung von Mikroskopen hingewiesen. Der Erfolg der ersten von Zeiß gebauten Mikroskope war ungeheuer; aber damit war Zeiß durchaus nicht zufrieden. Sein Streben war auf immer höhere Vollkommenheit der Mikroskope gerichtet, und als er Ernst Abbe als Teilschüler aufgenommen hatte, schufen die beiden Männer zusammen Formeln, die als Grundgesetze für die Anfertigung der Mikroskope dienen. Zeiß war von Hause aus ein einfacher Mann und ist es auch zeitlebens geblieben, der abends nach Geschäftsschluß daran ging, sich geistig fortzubilden und neue Pläne zu entwerfen, die er tagsüber in Formelzeichen, Tafeln und Zahlen niederlegte. Gerade, daß Zeiß und Abbe versuchten, eine Theorie des



Carl Zeiß.

der zweiten Ausführung wurden gußeiserne Röhren verwandt, die den Gebläsewind bis auf 138 Grad zu erhitzen vermochten. Ein französischer Hütteningenieur, der im Jahre 1831 die Clyde Ironworks besuchte, teilte mit, daß der Koksverbrauch der Hochöfen infolge der



Die Windeinführung im ersten Neilsonschen Winderhitzer.

Gedenktage.

Mikroskops aufzustellen, hat ihnen viele Widersacher eingebracht, und es wurden längere Zeit Mikroskope in den Handel gebracht mit der Empfehlung, sie wären nicht wie in Jena gebaut. Carl Zeiß hat sich aber trotzdem durchgesetzt, aus einem einfachen Universitätsmechaniker ist ein Optiker geworden, der Weltruf genoss, wobei nicht vergessen werden darf, daß sein Mitarbeiter und späterer Nachfolger, Abbe, das Werk des Begründers fortsetzte, aber in anderem und höherem Sinne. Es ist sicherlich eine einmalige Fügung des Schicksals, daß sich auf dem Gebiet der Mikroskopie zwei Männer trafen, von denen der eine Praktiker und der andere ein gedankenreicher Gelehrter war. Beide aber waren von dem Wunsche besetzt, in gemeinsamer Arbeit das hohe Ziel, das sie sich gesteckt hatten, zu erreichen.

11. 9. 1828 erhielt James Beaumont Neilson in Glasgow das englische Patent Nr. 5701 auf die Anwendung der Winderhitzung bei Feuerungen. In Auswirkung dieses Patenten wurde zum ersten Male erhitzte Luft beim Hochföfenbetrieb angewandt. Den ersten Winderhitzer bauten die Clyde Ironworks. Mit dieser Einrichtung wurden Windtemperaturen bis zu 93 Grad erzielt. Da dieser Winderhitzer aus Blech angefertigt war, brannte er sehr bald durch. Bei

Erfolgreiche Lebensläufe.

Zum Erscheinen eines neuen Heftes der „Rheinisch-Westfälischen Wirtschaftsbiographien“*.

Auf das Erscheinen der bisherigen Hefte dieser Biographiensammlung ist an dieser Stelle wiederholt hingewiesen worden, wobei die Bedeutung des Werkes und die Güte der Darstellung im einzelnen unterstrichen wurde.

Wenn im nachstehenden versucht wird, an Hand einiger kurzer Auszüge aus dem neuen Hefte dem Leser ein Bild von dem reichen Inhalt desselben zu vermitteln, so soll dadurch auch noch besonders auf die hier behandelten Lebensläufe hingewiesen werden, die im engsten Zusammenhang mit der Entwicklung der rheinisch-westfälischen Industrie stehen, von den vormärzlichen Anfängen (Hermann Diedrich Piepenstock) bis zum Schöpfer eines horizontal und vertikal ausgebauten Riesenunternehmens (August Thyssen). Ganz abgesehen von dem Ausschnitt aus der neueren Wirtschaftsgeschichte, die hier unter Herausstellung der Persönlichkeit geboten wird, vermitteln diese Biographien uns Nachgeborenen ein gut Teil des Gehaltes an praktischer Erfahrung und Weisheit, der den Wert jener Lebensläufe in erster Linie bestimmt.

Zu den Industriellen aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, deren Name heute bei der Allgemeinheit in Vergessenheit geraten sind, gehört Hermann Diedrich Piepenstock, dessen Wiege in Iserlohn stand. Sein Vater stellte Stecknadeln, Haken und Augen her und versuchte, seine Erzeugnisse durch einen Kommissionär abzusetzen. Als dieser ihm eines Tages seine Bestellungen kündigte, schleppte der alte Piepenstock seine Ware in einer Kiepe auf dem Rücken nach Holland, wo ihm die Güte seiner Erzeugnisse bald eine ausgedehnte Kundschaft einbrachte.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts sehen wir den Aufstieg des alten Piepenstock, der in seinem am 6. August 1782 geborenen Sohn, Hermann Diedrich, einen rührigen Mitarbeiter fand. Zunächst verbesserten die Piepenstocks die Nadelherstellung, dehnten ihr Geschäft auf andere Drahterzeugnisse aus, und nachdem die Befreiungskriege zu Anfang des 19. Jahrhunderts endlich der Wirtschaft den Weg zur freien Entwicklung öffneten, legten sie in den Jahren 1815/16 zu Dese das erste auswärtige Fabrikunternehmen an. Nach dem Tode des alten Piepenstock im Jahre 1821 konnte Hermann Diedrich seine Unternehmungslust noch freier entfalten, 1828 baute er in Neuwege ein Draht- und Blechwalzwerk, dem er im Jahre 1834 eine Eisengießerei angliederte, um nunmehr alle in seinem Betrieb benötigten Maschinen selbst bauen zu können. Das nächste Ziel von Piepenstock war, die Erzeugung von Weißblech in Preußen einzuführen. Das englische Weißblech beherrschte damals den Weltmarkt. Aber nicht nur die englische Konkurrenz erwies sich als Hemmnis, sondern die Herstellung des Weißblechs selbst bereitete sehr viele Schwierigkeiten, die erst behoben wurden, als Piepenstock sich von der Dillinger Hütte den Weißblechfachmann Dieckhoff holte.

Zur Sicherstellung der Rohstoffversorgung seiner Betriebe tat Piepenstock im Jahre 1835 einen entscheidenden Schritt und sicherte sich in der Nähe von Hohenlimburg das Recht, Eisenstein abzubauen. Zur Verhüttung dieser Eisenerze errichtete er, als er in der Nachbarschaft seines Felderbesitzes kein geeignetes Gelände vorfand, kurz entschlossen in Hoerde auf der alten Burg ein Hüttenwerk, das den Namen Hermannshütte erhielt. 1841 kam das Puddel- und Walzwerk in Betrieb. Den weiteren Ausbau der Hütte, dem sich ungeheure behördliche Schwierigkeiten entgegensetzten, hat Piepenstock nicht mehr erlebt, da ihn der Tod am 4. September 1843 überraschte. Die Ausgestaltung des Werkes kam nach Piepenstocks Tod nicht zur Ruhe, sondern wurde planmäßig fortgesetzt, und neun Jahre später ging aus der Hermannshütte einschließlich der von Piepenstock bereits erworbenen Eisensteinfelder unter Mitwirkung des Schaaffhausenschen Bankvereins und unter der Führung Gustav Meewisens der Hoerder Bergwerks- und Hüttenverein hervor. Die Hermannshütte war das größte Unternehmen im Lebenswerk Hermann Diedrich Piepenstocks, der überragende technische Kenntnisse mit wirtschaftlichem Scharfblick verband. Sein Betrieb war musterhaft aufgebaut und bekundete das fachmännische Können seines Begründers. Einfachheit entsprach seinem Charakter, Freunde und Arbeiter rühmten Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit sowie offenes Wesen an ihm. Auf dem alten Friedhof zu Iserlohn zielt ein vier Meter hoher Obelisk aus Siegerländer Eisen mit Schlegel und Hammer, Merkurstab und Lorbeer geschmückt, die Stätte, wo Piepenstock zur letzten Ruhe gebettet wurde.

Ein Jahr bevor Piepenstock starb, wurde zu Eschweiler August Thyssen (1842—1926) geboren, den man im gewissen Sinne als Nach-

folger Piepenstocks bezeichnen kann oder besser als seinen Schüler, der den Gedanken Piepenstocks des vertikalen Aufbaus seiner Betriebe fortsetzte und diesen Gedanken in nie geahnter Weise in die Tat umsetzte.

Als August Thyssen anfangs der siebziger Jahre ein bescheidenes Puddelwerk mit einem Bandeisenswalzwerk gründete, mit einem Arbeiterbestande von 70 Köpfen und einem Jahresverwand von 3800 Tonnen, bildete diese Keimzelle den Grundstock zu dem Riesenkonzern, der bei August Thyssens Tod im Jahre 1926 annähernd ein Zehntel der gesamten deutschen Stahlerzeugung herstellte. Die Hochkonjunktur nach dem Kriege von 1870/71 kam dem jungen Unternehmen zugute. Die steigende Nachfrage nach Bandeisen sowie die anziehenden Preise warfen immer größere Gewinne ab, die Thyssen sofort zum weiteren Ausbau seines Betriebes verwandte. Die Krise von 1873, die selbst gutfundierte Unternehmungen in ihren Grundfesten erschütterte, hat dem Werk nicht allzuviel anhaben vermocht, ja, August Thyssen hat es verstanden, im Auslande Ersatz für den gesunkenen Inlandsbedarf zu finden. Nach Überwindung der großen wirtschaftlichen Depression ging Thyssen daran, das Bandeisen, das er bisher als Rohprodukt an fremde Röhrenwerke geliefert hatte, selbst weiter zu verarbeiten. Die Aufnahme der Röhrenherstellung war ein glücklicher Griff. Der Bedarf an Röhren in der damaligen Zeit stieg ständig. Thyssens Patentröhre eroberten sich schnell den Markt im In- und Auslande und machten seinen Namen überall bekannt. 1882 trat ein Siemens-Martinwerk mit drei Öfen hinzu; in demselben Jahre errichtete er eine Verzinkerei und ein Blechwalzwerk. 1884 kaufte er eine an das Werk angrenzende Maschinenfabrik, die mit elf Arbeitern den bescheidenen Anfang der späteren Maschinenfabrik Thyssen & Co. darstellt. Mitte der achtziger Jahre begann ein neuer Abschnitt in Thyssens Lebenswerk mit dem Übergreif auf den Kohlenbergbau durch Übernahme der Gewerkschaft Deutscher Kaiser in Hamborn. Zwischen dem Stahl- und Walzwerk in Mülheim und dem Kohlenbergbau in Hamborn bildet der Bau des Eisens- und Stahlwerks in Hamborn die Brücke, wo Hochöfen und Stahlwerke die Rohstoffversorgung seiner Weiterverarbeitungsbetriebe sicherstellten. 1904 trat er in die Gelsenkirchener Bergwerks A.-G. ein mit dem Ziel, die deutsche Schwerindustrie zu einer Einheit zusammenzuschließen. Der Versuch schlug fehl, Thyssen zog sich zurück und vertagte seine Pläne auf unbestimmte Zeit. Dafür ging er in den Jahren vor dem Kriege an einen planmäßigen Ausbau seiner eigenen Werke in horizontal-vertikaler Richtung. Die gewaltigen Erzgrundlagen in Lothringen und der Normandie waren geschaffen und es entstand das Werk in Hagendingen, damals wohl das am neuzeitlichsten ausgebaute Eisenwerk Europas.

Der Ausgang des Krieges zwang auch Thyssen zum Umbau seiner Unternehmungen. An die Stelle von Hagendingen traten die Hamborner Anlagen, die gewaltig erweitert wurden. Organisatorisch wurden die Hütten- und Walzwerke in der Gewerkschaft August-Thyssen-Hütte, die Kohlenzechen in der Gewerkschaft Friedrich Thyssen zusammengefaßt. Damit fand das Lebenswerk August Thyssens seinen Abschluß. Bei dem Zustandekommen der Vereinigten Stahlwerke, A.-G., hatte er die Geschäfte bereits an seinen Sohn Fritz abgetreten, wenngleich er seine Zustimmung zu den Zusammenschlußverhandlungen noch geben konnte.

In Thyssens Persönlichkeit bargen sich viele scheinbare Gegensätze. Für sich war er anspruchslos und legte eine mitunter übertriebene Sparsamkeit an den Tag. Auf der andern Seite aber schien ihm für den Ausbau und die Verbesserungen seiner Anlagen kein Betrag zu hoch. Er war ein unermüdlicher Arbeiter und betrat morgens als erster und verließ abends als letzter sein Werk. Er konnte daher unwidersprochen von sich

* Rheinisch-Westfälische Wirtschaftsbiographien. Herausgegeben von der Historischen Kommission des Provinzialinstituts für westfälische Landes- und Volkstudie, dem Rheinisch-Westfälischen Wirtschaftsarchiv und der Volkswirtschaftlichen Vereinigung im Rheinisch-Westfälischen Industriegebiet. Bd. II, Heft 1, 1934. 8°. Münster: Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung.

behaupten, daß er mehr gearbeitet habe, als irgendeiner seiner Arbeiter oder Angestellten. Er hat wie selten einer die Zeit genutzt, und erst als er sich dem 80. Lebensjahre näherte, machte er seinem Alter die ersten Zugeständnisse. Er ruht in dem Bergfried von Schloß Landsberg, das er im Jahre 1903 erwarb und zu seinem prächtigen Herrensiß ausgestaltet hatte.

Zeitlich zwischen Hermann Diedrich Piepenstock und August Thossen steht der dritte Eisenindustrielle Friedrich Grillo. Zunächst, genau wie sein Vater, Eisenhändler, wandte er sich jedoch bald der Gründung von Bergwerksgesellschaften zu, die er zusammen mit gleichgesinnten Essener Bürgern tätigte. Aber nicht allein, daß er den heimischen Bergbau von der Ruhr zur Emscher vortrieb. Er verstand es auch, den entsprechend den veränderten Herstellungsbedingungen im Eisenhüttenwesen und Maschinenbau gesteigerten Bedarf an Kohle für seine Unternehmungen auszunutzen, und nachdem in den fünfziger und besonders in den sechziger Jahren auch die gesetzlichen Vorbedingungen für eine freizügige Entwicklung des Kohlenbergbaues gegeben waren, schritt Grillos Gründertätigkeit weiter. Hatte Grillo seine Tätigkeit zunächst auf die Kohle beschränkt, so sehen wir ihn 1866 das Blechwalzwerk Grillo, Funke & Co. schaffen, dem 1869 die Draht- und Hanfseilerei von Wilhelm Heinrich Grillo, 1871 das Drahtwalzwerk von Böker & Co., 1872 die Schalker Eisenhütte von Grebel & Co. folgten. In das Jahr 1873 fällt seine bedeutendste Schöpfung, der Schalker Gruben- und Hüttenverein; im gleichen Jahre entstand auch der Schalker Verein für Kesselfabrikation. Es war aber nicht genug, diese Werke in einer bislang vollkommen landwirtschaftlich eingestellten Gegend zu gründen, es mußten auch Menschen, Ingenieure, Arbeiter und Kaufleute herangeschafft werden. Es mußten Wohnungen, Schulen, Kirchen und Wege gebaut werden, das alles zog Grillo in den Kreis seines Schaffens. So entstand aus einem Bauerndorf in wenigen Jahren die Stadt Schalke.

Nach dem glücklich beendeten Kriege von 1870/71 gingen Grillos Gründungen im gleichen Tempo weiter. 1871 war er maßgebend beteiligt an der Gründung des Essener Bergwerksvereins König Wilhelm bei Borbeck, der Gewerkschaft Unser Fritz bei Wanne und der Gewerkschaft Friedrich der Große bei Herne. Aus den von einer französischen Firma erworbenen Feldern Rhein-Elbe und Alma bildete er die Gelsenkirchener Bergwerks A.-G., für die er den damals 26jährigen Emil Kirdorf gewann. Neben einigen anderen Bergbaugründungen kommt im Jahre 1872 aus verschiedenen bestehenden Eisenhütten die Dortmunder Union zustande, die im Jahre 1873 eine Belegschaft von über 12 000 Köpfen zählte. In diesem Jahre stand Grillo auf der Höhe seiner Macht. Um den großen Geldbedarf der in den siebziger Jahren sich breit ausdehnenden Industrie zu decken, wurde auf sein Betreiben im Jahre 1872 die Essener Kreditanstalt gegründet. Unermüdlich war Grillo an dem Ausbau der Kohlen- und Eisenindustrie beteiligt. Aber die große Konzentrationspolitik der achtziger Jahre, die nach den wirtschaftlichen Rückschlägen der siebziger Jahre zur Gesundung der Industrie notwendig war, hat er nicht mehr erlebt. Er starb in geistiger Umnachtung am 16. April 1888. Wenn man die Entwicklung der rheinisch-westfälischen Industrie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts betrachtet, stößt man immer und immer wieder auf den Namen Grillo, der es verstanden hat, die damaligen wirtschaftlichen Möglichkeiten bis zum letzten auszuschöpfen. Er war einer der kühnsten Unternehmer und Gründer, den das 19. Jahrhundert gesehen hat.

Unter den Männern, die die rheinisch-westfälische Metallindustrie mit aufbauen halfen, steht der Westfale Karl Berg (1851—1906) mit an erster Stelle. Aus einer kleinen Metallknopffabrik, die er von seinem Vater übernommen hatte, entwickelte er in den siebziger Jahren ein Metallwerk, das hauptsächlich Kupfer- und Bronzeerzeugnisse, wie Bronzedraht für Telephon und Telegraph, kupferne Feuerbüchsen und Bolzen für Lokomotiven, Patronenhülsen u. a. m., herstellte. Ende der achtziger Jahre begannen die ersten tastenden Versuche mit Aluminium. Sein erster Abnehmer war die Militärbehörde, die Aluminiumbeschläge für eine Million Zelte bestellte. Sein Rohstofflieferant waren die Aluminiumwerke in Neuhausen, die das bisher nur kiloweise gelieferte Metall plötzlich in Waggonladungen liefern mußten. Den ersten Bestellungen folgten bald Aufträge in Feldflaschen, Kochgeschirren für Militärzwecke, dann kamen die ersten gegossenen Aluminiumlöffel, und es ist kein Wunder, daß anfangs der neunziger Jahre bei Carl Berg auch der Luftschifferfinder

Schwarz erschien, der ihn für den Luftschiffbau zu interessieren versuchte. Noch bevor die Schwarzschen Pläne Wirklichkeit geworden waren, trat Graf Zeppelin an Carl Berg heran, um ihn für seine Luftschiffkonstruktion zu gewinnen. Aber Berg war vertraglich an Schwarz gebunden, und erst nach großen Schwierigkeiten gelang es, diese Vertragsfesseln zu lösen. In einer auf der Fabrik in Lüdenscheld erbauten Holzhalle wurden die ersten Luftschiffzellen aus Aluminium zusammengesetzt, dann abmontiert und in Kisten nach Manzell am Bodensee gesandt. Viele Jahre waren noch notwendig, um den Zeppelinplänen endlich die Vollendung zu geben, daß aus ihnen ein wirklich tragfähiges Luftschiff wurde. Carl Berg hat, wie kaum ein anderer neben Zeppelin, die großen Anstrengungen und Kosten der Versuchszeit mittragen müssen. Leider war es ihm nicht vergönnt, die Zeppelinschen Erfolge reiflos zu erleben. Noch bevor Zeppelin den Weg zur Höhe und zum Ruhm antreten konnte, starb Carl Berg, dessen Name aber in der Entwicklung der Luftschiffahrt immer dann gesagt werden muß, wenn es darum geht, die bedeutenden Pioniere dieses Verkehrsmittels zu nennen.

Wohl der vielseitigste Kopf in dieser Biographienammlung ist Gustav von Mewissen (1815—1899). Als Sohn eines Zwirnfabrikanten in der Nähe von Krefeld trat er aus der Tertia in die elterliche Fabrik über, beschäftigte sich aber in seinen Mußestunden mit ernstesten Selbststudien über Literatur, Geschichte und Philosophie. 1841 siedelte er nach Köln über und begründete dort eine Großhandlung in Garnen. Vom Warenhandel machte Mewissen einen Schritt zum Versicherungswesen. Er war an dem Zustandekommen und der Reorganisation verschiedener rheinischer Versicherungsgesellschaften maßgebend tätig. Ein weiterer Wirkungskreis erschloß sich Mewissen in dem aufblühenden Verkehrswesen. Als Präsident der Rheinischen Eisenbahngesellschaft sorgte er für einen planmäßigen Ausbau des Schienennetzes, das von Lothringen bis zur Nordsee reichte. Hand in Hand mit der verkehrstechnischen Erschließung des Rheinlandes durch die Eisenbahn, versuchte er auch die Bodenschätze des Ruhrgebietes auszuwerten und erstrebte eine Kapitalkonzentration in einer Aktiengesellschaft, um damit den damals eingedrungnen großen Auslandsfirmen ein wettbewerbsfähiges deutsches Unternehmen gegenüberzustellen. Von weittragender Bedeutung für die westdeutsche Eisenindustrie ist die unter Mewissens Mitwirkung betriebene Gründung des Hoerder Bergwerks- und Hüttenvereins, A.-G., im Jahre 1852, als des ersten wirklich großkapitalistischen gemischten Unternehmens. Weiter war er beteiligt an der Gründung des Eschweiler Hüttenvereins und des Köln-Neuessener Bergwerksvereins sowie einiger anderer Bergbauunternehmungen.

Von der Großindustrie wandte sich Mewissen dem Bankwesen zu. Als Reorganisator und Direktor der Schaaffhausenschen Bank und als Mitbegründer der Bank für Handel und Industrie in Darmstadt wirkte er bahnbrechend durch Schaffung einer modernen Kreditbank. Seine Stellung zur Sozialpolitik war fortschrittlich, und bei seinen Unternehmungen schuf er zahlreiche soziale Einrichtungen, die für ihre Zeit auf jeden Fall große Bedeutung hatten, von denen Mewissen aber wußte, daß sie nicht vollauf genügen könnten. Deshalb nahm er an der sozialpolitischen Gesetzgebung der achtziger Jahre regen Anteil. Politisch trat er seit den vierziger Jahren hervor. Er begrüßte die Einigung Deutschlands, stimmte der Bismarckschen Politik zu und förderte stark die Ende der siebziger Jahre einsetzende Kolonialpolitik.

Es bleibt noch ein Wort zu sagen über seine kulturellen Verdienste. Nach Niederlegung seiner zahlreichen wirtschaftlichen Ämter konnte er sich im stärkeren Maße seinen wissenschaftlichen Studien hingeben; hauptsächlich war es die Geschichtskunde der Rheinprovinz, der er seine größte Aufmerksamkeit widmete. Mewissens Leben war reich an Arbeit, Erfolg und Ehrungen. Mit ihm ging ein überragender Mensch dahin, der seiner Zeit in manchem voraus war.

Eolcherart sind die Lebensläufe, die sich in dem neuen Heft widerspiegeln, mögen sie sich nun in ruhigen Bahnen bewegt haben, oder mögen Stürme das eine oder andere Lebensschiff bedroht und gefährdet haben. Eins aber ist ihnen allen eigen: harte Arbeit und zähes Durchhalten bis zum endlichen Erfolg. Und daher ist es so wertvoll, das Ringen dieser Menschen auf dem Wege zur Höhe zu verfolgen, wertvoll vor allem, weil uns dadurch viele Vorgänge auf kulturgeschichtlichem Gebiete verständlicher gemacht und die handelnden Personen menschlich nähergebracht werden.

Die Aufgaben für den kaufmännischen Lehrling im Reichsberufswettkampf 1934.

Von Ludwig Benn,

Niederrhein- und Westfalensieger im Reichsberufswettkampf, Reichssieger beim Ausscheidungskampf in Berlin.

Die nachstehenden, aus der Feder eines der ersten Preisträger im Reichsberufswettkampf stammenden Ausführungen scheinen uns aus zwei Gründen interessant und wertvoll.

Von allgemeinem Interesse, da sie ohne schmückendes Beiwerk sachlich und nüchtern die Anforderungen aufzeigen, die heute von berufener Seite an das Fachwissen und -können unseres kaufmännischen Nachwuchses während und unmittelbar nach Abschluß der Lehrzeit gestellt werden; wertvoll darüber hinaus aber vor allem für diejenigen unserer Leser, welche selbst im großen Ring der Arbeitsverbundenheit an einer Stelle eingegliedert sind, die in unmittelbarer oder mittelbarer Beziehung zum Kaufmannstande steht. Denn hier wird sich, wie wir annehmen, die ursprünglich bloße Interessiertheit am Thema an sich von Zeile zu Zeile steigern zu dem immer stärker werdenden Reiz: „Wie wäre es, wenn du selbst einmal die Aufgaben als Prüfstein eigenen Wissens und Könnens aufgreifen würdest?“

Und da wir diesen Wunsch nach Selbstprüfung in vielen Fällen immerhin für wahrscheinlich halten, möchten wir unsererseits nichts versäumen, um auch eine zuverlässige Selbstkontrolle des Ergebnisses sicherzustellen. Zu diesem Zweck bringen wir im nächsten Heft die von der Prüfungsleitung aufgestellten Bewertungsrichtlinien und offiziellen Musterlösungen, die jedem eine einwandfreie Nachprüfung und objektive Bewertung gewährleisten.

Es genügt also, daß jeder, der gewillt ist, sich an dieser reiz- und wertvollen „Denksportaufgabe“ zu beteiligen, lediglich die bei den einzelnen Aufgaben angegebenen Zeiten innehält, die Beantwortung bzw. Lösung schriftlich niederlegt und die Ergebnisse an Hand der im nächsten Heft zur Veröffentlichung gelangenden Bewertungsrichtlinien auf ihre Richtigkeit und Vollständigkeit überprüft und — selbst zensiert.

Sollte das Interesse an den gestellten Aufgaben über Erwarten groß sein und Wert darauf gelegt werden, neben den offiziellen Lösungen auch die als beste bewertete Lösung des ersten Preisträgers kennenzulernen, so bitten wir, diesbezügliche Wünsche der Schriftleitung mitzuteilen. Wir sind im Rahmen des verfügbaren Raumes gern bereit, entsprechenden Anregungen nach Möglichkeit Rechnung zu tragen.

In unser aller Erinnerung steht noch der in diesem Jahre erstmals ausgetragene Ausscheidungskampf der Reichsberufswettkämpfe in Berlin. Da erscheint es zweckmäßig, auf die gestellten Aufgaben einzugehen, um eine Vorstellung davon zu gewinnen, was eigentlich von den kaufmännischen Lehrlingen verlangt worden ist.

Die Deutsche Angestelltenchaft mit ihren Fachgruppen hatte die gesamten Prüflinge in vier Leistungsklassen eingeteilt:

- Leistungsklasse 1: leichte Aufgaben, normal für 1. Lehrjahr;
- Leistungsklasse 2: mittelschwere Aufgaben, normal für 2. Lehrjahr;
- Leistungsklasse 3: schwere Aufgaben, normal für 3. Lehrjahr;
- Leistungsklasse 4: sehr schwere Aufgaben, normal für 4. Lehrjahr und Junggehilfen bis zum vollendeten 21. Lebensjahr.

Diese Einteilung, die im Reichsberufswettkampf gehandhabt wurde, fiel im endgültigen Ausscheidungskampf, in dem die 3. und 4. Klasse zu einer Klasse, zur 3. Leistungsklasse zusammengezogen wurden. Selbstverständlich war es möglich, in einer höheren Leistungsklasse sich prüfen zu lassen, wodurch aber nur geringe, aber manchmal entscheidende Pluspunkte erzielt werden konnten.

Im ersten Kampf gab es vier Pflichtfächer und ein Wahlfach, in dem zwischen Buchhaltung, französischer, englischer und spanischer Sprache, Aufsätzen wirtschaftspolitischer Art und Stenographie gewählt werden durfte. Die Pflichtfächer sahen

- 1. den deutschen Aufsatz (60 Minuten),
- 2. kaufmännisches Rechnen (30 Minuten),
- 3. Situationsaufgaben (30 Minuten),
- 4. Fachschaftsfragen (30 Minuten)

vor. Im folgenden seien die Beispiele der 4. Leistungsklasse wiedergegeben:

Zu 1. Zwei Themen:

a) Welche Möglichkeiten sind uns in der Übungsfirma geboten, um am Wirtschaftsumbau im Adolf-Hitler-Staat mitzuwirken?

Oder:

b) Was bezweckt das Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit?

Zu 2. Eine Zinsstaffel auf Grund des folgenden Kontos:

Monat Tag	Soll		
		Verfall	Betrag
1934		1933	
1. 1.	Saldovortrag	31. 12.	4 920,60
3. 1.	Rückwechsel	25. 12.	500,—
		1934	
10. 1.	Giroüberweisung	10. 1.	20 000,—
20. 1.	Effekten	20. 1.	3 247,80
5. 2.	Effekten	5. 2.	10 428,30
9. 3.	Effekten	9. 3.	8 420,70
15. 3.	Tratte	15. 3.	1 270,20
6. 4.	Entnahme per 15. 5.	15. 5.	4 280,40
6. 4.	Entnahme per 16. 5.	16. 5.	13 420,—
16. 5.	Effekten-Giroüberweisung ...	16. 5.	18 000,—
8. 6.	Effekten	8. 6.	7 873,90

Monat Tag	Haben		
		Verfall	Betrag
1934			
3. 1.	Effekten	3. 1.	4 960,40
10. 1.	Kimesse	10. 1.	17 468,60
15. 1.	Kupons	20. 1.	3 260,70
5. 2.	Giroüberweisung	5. 2.	10 000,—
8. 3.	Kimesse	9. 3.	5 790,50
10. 4.	Kimesse	10. 4.	1 280,30
10. 4.	Giroüberweisung	10. 4.	3 000,—
16. 5.	Effekten	16. 5.	14 028,70
16. 5.	Kimesse	16. 5.	16 654,85
10. 6.	Giroüberweisung	10. 6.	12 000,—
28. 6.	Kimesse	5. 7.	2 000,—

Das Konto soll am 30. Juni abgeschlossen werden. Es sind $3\frac{1}{2}\%$ Zinsen zu berechnen. Für Spesen werden 11,65 RM. in Rechnung gestellt.

Zu 3. 5 Fragen:

a) Eine Fabrik erhält von einer Vertreterfirma in Südamerika einen eiligen Auftrag über 100 000 RM. Im letzten Jahre hatte die Firma vom gleichen Vertreter einen Auftrag erhalten. Die Ware mußte wieder ausgepackt werden, als sie versandfertig war, weil der Empfänger nicht bezahlen konnte. Was tut nun die Firma, um sicher zu gehen, daß die Ware nicht umsonst gesandt wird, da sie sonst unverkäuflich ist?

b) Ein Kolonialwarenhändler aus Frankfurt a. M. bestellt Waren im Wert von 200 RM. Da es das erste Geschäft ist, wird bei einer maßgebenden Auskunft eine Auskunft eingeholt, die befriedigend lautet. Der Kaufvertrag wird abgeschlossen, der Eigentumsvorbehalt, der besagt, daß die Ware bis zur endgültigen Bezahlung unser Eigentum ist, darin aufgenommen und die Ware geliefert. Acht Tage nach Lieferung schreibt die Auskunft, daß eine Nachprüfung der Verhältnisse unseres neuen Kunden vorgenommen wurde. Danach liegen die Verhältnisse nicht mehr günstig. Er sei von anderer Seite bereits verklagt worden, und es wird geraten, nur noch gegen Kasse oder entsprechende Sicherheiten zu liefern. Die Ware ist schon im Besitz des Kunden. Was ist zu tun?

c) Sie erhalten eine Bestellung auf 50 Liter Weingeist, 60prozentig, die sofort ausgeführt werden muß. Am Lager ist aber nur 66prozentiger Weingeist. Was tun Sie, um den Kunden sofort zufriedenzustellen?

d) Was bezweckt die Reichsregierung mit dem Gesetz zur Überführung weiblicher Kräfte in den Haushalt?

e) Welcher Anreiz ist in dem genannten Gesetz zur Einstellung von Hausgehilfinnen für den Haushaltungsvorstand enthalten?

Zu 4.

Hier waren Sachschafstfragen der verschiedenen Sachgruppen der Deutschen Angestelltenchaft vorgesehen; so enthielt eine Aufgabe der Sachgruppe Banken die Frage nach dem Unterschied zwischen Grundschuld und Hypothek. Die Aufgaben der anderen Sachgruppen, wie Expedition, Chemie, Buchhandel, Versicherungen, Einzel- und Großhandel usw., waren aber so gegliedert, daß sie direkt aus der Praxis entnommen worden waren und Branchenwissen voraussetzten.

Der fünfte Teil des gesamten Aufgabenbereichs wurde daher nur den Sachgebieten überlassen, während die restlichen vier Fünftel nach allgemein politischen und rein kaufmännischen Gesichtspunkten orientiert waren.

In dem Wahlsach der französischen Sprache mußte ein Bewerbungsbrief um einen Vertreterposten an die französische Firma geschrieben werden, in dem verschiedene besonders vorgeschriebene Punkte Erwähnung finden sollten. Die Buchhaltungsaufgabe fragte nach der Eröffnungsbilanz und den Eröffnungsbuchungen einer neugegründeten Gesellschaft mit beschränkter Haftung, während die Wirtschaftspolitik Themen wie

„Was bezweckt die Reichsregierung mit dem Gesetz über den Reichsnährstand?“, oder

„Wird durch die Parole: ‚Stärkung des Binnenmarktes‘ die Ausfuhr und damit die deutsche Industrie in ihrem Absatz gefährdet?“ behandelt. Als Zeit war eine halbe Stunde vorgeschrieben.

Die oben erwähnten Aufgaben stammen aus dem allgemeinen Reichsberufswettkampf. Im daran anschließenden Ausscheidungskampf waren die Fragen vermehrt und erschwert worden. Wirtschaftspolitik wurde obligatorisch, während Stenographie, Buchhaltung und Fremdsprachen weiter fakultativ blieben. Auch wurde die Prüfung auf allgemeine und weltanschauliche Fragen ausgedehnt, die von allen Leistungsklassen und allen Berufsgruppen gleich beantwortet werden mußten, wenn auch nur stichwortartig, denn als Zeit war dreiviertel Stunde angesetzt.

Eine kleine Auswahl aus den 20 Fragen, von denen jeder zur 3. Leistungsklasse gehörige Prüfling 16 beantworten mußte, sei hier angeführt:

„Wer führt die gesamte weltanschauliche Schulung in Deutschland?“

„Welche Staatsangehörigkeit hast du?“

„Welches sind die sechs wichtigsten Gesetze, die der nationalsozialistische Staat geschaffen hat?“

„Wie steht der Nationalsozialismus zur Frage Monarchie oder Republik?“

„Wie denkt der Nationalsozialismus über Österreich?“

„Wie steht Deutschland zur Rüstungsfrage?“

„Wie denkt der Nationalsozialismus über Kolonien?“

„Was versteht man unter Donauraumpolitik, und welche Mächte spielen darin mit?“

„Wie war das Verhältnis Staat und Wirtschaft gestern, und wie ist es heute?“ usw.

Auf wirtschaftspolitischem Gebiet wurden vier Fragen gestellt, die Aufschluß über Deutschlands Exportmöglichkeiten und über die Preisbildung gaben. Als Beispiel nenne ich folgende Themen, für die insgesamt eine halbe Stunde benötigt wurde:

„Weshalb neigt die deutsche Handelsbilanz zur Passivität, und weshalb muß Deutschland Export treiben bzw. weshalb nicht?“ und

„Wofür läßt das neue Kartellgesetz im Gegensatz zur bisherigen Kartellpolitik keinen Spielraum?“

Der deutsche Aufsatz, der eine Stunde Zeit vorsah, stellte in der 3. Leistungsklasse die Frage nach dem Zweck des Gesetzes zur Erhaltung und Hebung der Kaufkraft.

Bei den Sachschafstfragen fiel die große Vielseitigkeit auf. Als Beispiel aus der Sachgruppe Einzelhandel sei die Aufgabe angeführt:

„Was wissen Sie von Maßnahmen der nationalsozialistischen Regierung zum Schutze des Einzelhandels?“

Aus der Sachgruppe Großhandel:

„Durch Ihre Reisen erfahren Sie, daß der Warenumsatz Ihres Geschäftes durch billigere Angebote seitens der Konkurrenz stark beeinträchtigt wird. Welche Maßnahmen würden Sie treffen, um diesen Einflüssen entgegenzuwirken?“ oder

„Was wissen Sie von der Bedeutung des Lagerumschlages auf Kalkulation und Preis?“

Aus der Sachgruppe Chemie:

„Welche Länder sind die Hauptabsatzgebiete für die deutsche chemische Industrie?“

Bei den fremdsprachlichen Aufgaben mußten Handelsbriefe übersetzt und auch beantwortet werden, ohne daß irgendwelche Hilfsmittel (Lexikon usw.) in Anspruch genommen werden durften. Als neu gegenüber dem Reichsberufswettkampf vom 15. April galten die Aufgaben für praktische Kontorarbeiten, bei denen Wechsel, Zahlungsbefehl, Auslandspostanweisungen ausgefüllt und Kundenbriefe geschrieben wurden, z. B. bei Geschäftseröffnung einen Eröffnungsbrief an die Geschäftsfreunde. Beim kaufmännischen Rechnen wurde ebenso wie beim Reichsberufswettkampf vom 15. April eine Zinsstaffelrechnung angefertigt; außerdem sollten der Erlös eines Dollarschecks unter Angabe des Kurses und der Provision und der Endbetrag der Rechnung über einen Devisenkauf bei der Reichsbank mit denselben Angaben errechnet werden.

Unter die Situationsaufgaben war neben den Aufgaben der gewöhnlichen Art auch eine Frage aus dem Handelsgesetzbuch eingestreut, die über das Kapitel und die Anzahl der Gesellschafter bei der Gründung der G. m. b. H. und der Aktiengesellschaft Aufschluß geben sollte.

Dieser Ausschnitt aus den Aufgaben, die nur aus der 3. Leistungsklasse genommen wurden, mag genügen, um zu veranschaulichen, wie der heutige Kaufmannsgehilfe geschult werden soll. Die Bildung soll eine möglichst vielseitige und umfassende sein, der Bankkaufmann z. B. hat neben seinem Sachgebiet auch das Grundwissen des Kaufmanns zu beherrschen. So war die Feststellung interessant, daß in der höchsten Leistungsklasse viele Lehrlinge aus dem 1. und 2. Lehrjahr teilnahmen, die durchweg gut abschnitten und die Konkurrenz der anderen älteren Junggehilfen nicht zu fürchten brauchten, die so unter Beweis stellten, daß sie schon jetzt über ein annähernd ausreichendes Wissen, wie es für den Junggehilfen erforderlich ist, verfügten. Denn nur auf diesem Wege der Anspannung aller Kräfte zur vollkommenen Ausbildung kann die Berufsgemeinschaft der Kaufmannsgehilfen zu ihrem Teil dazu beitragen, daß dem deutschen Wirtschaftskörper gesunde Kräfte zugeführt und damit der deutschen Qualitätsarbeit die Wege geebnet werden, die zu ihrer Geltung und Ehre notwendig sind. Der deutschen Leistung muß wieder die Achtung gezollt werden, die sie vor Beginn des Weltkrieges hatte, und die sie zurückerhalten muß, weil sie ihr gebührt!

Der Nussknocker

Geheimsschriftsrätsel.

ut uuuu xelki klllt u sll
 11 ttuuuuhlt u) kuuuuhlt!
 u klllt ut 112 u) klllt u) u) u),
 u klllt ut 112 u) klllt u) tlllt,
 u) u) u) u) u) u) u) u) u).
 ut uuuu xelki klllt u sll!

Immerl stlllt.

Schlüssel:

1. klllt u) u) - Stadt an der Oker,
2. xelki u) - Vereinigung von Staaten,
3. tlllt u) - Losziehung aus Trommel.

E. S.

Rösselsprung.

(Vierfach symmetrisch.)

			we	mit			
her	er	und	ern	twilb.	da		
wenn	stark	friedr.	teil	heit	dau		
des	stüht	auf	auf	ge	fest	trer	gut
du	und	schwächt	sei	recht	was	wahr	wird
	bau	und	im	ihm	im	und	
	es	ruht	ses	trägt	auf	werk	
		baust	dein				

S. C.

Die Quelle.

Die „Führerpersönlichkeit“ von Professor Dr. W. Hoppe ist eine Zusammenstellung der grundsätzlichen Auseinandersetzungen über Wesen und Wert der Führerpersönlichkeit, die sich an verschiedenen Stellen verstreut in einer 24 Seiten starken Druckschrift „Die Führerpersönlichkeit in der deutschen Geschichte“ fanden. (Verlag Junker & Dünhaupt, Berlin, Preis 0,80 RM.)

Die Erzählung „Der Leutnant und der Hottentote“ steht in dem soeben erschienenen Buch von Hans Grimm: „Wüderisland“. Sieben Begebenheiten. 210 Seiten in Ganzleinen 5,50 RM. Die Erlaubnis zum Abdruck verdanken wir dem Dichter und dem Verlag Albert Langen/Georg Müller, München.

In einem Teil unserer Augustausgabe wurde der Preis des Romans „Held seines Landes“ von Walter Bloem irrtümlich mit 6,50 RM. anstatt 5,40 RM. angegeben, was hiermit berichtigt sei.

Die Stimme des Lesers.

(Aus einer längeren Zuspriest.)

„Ihr „Werkstudent im Wilden Westen“ ist ein prächtiger Kerl, der mit offenen Augen, klarem Verstande, vorurteilsfrei und mit Wahrheitswillen die Verhältnisse jenseits des großen Wassergrabens beschreibt, wie er sie gesehen und erlebt hat. Sein Bericht enthält in lebensvoller Darstellung weitaus mehr als die meisten Beschreibungen und Schilderungen der wirtschaftlichen und kulturellen Zustände in den Vereinigten Staaten.“

Lösungen aus dem Augustheft.

Stworträtsel.

Wasser. Nessel. Semer. Fenster. Mond. Wanne. Freund. Riste. Mund. Wind. Wunde. Wein. Vase. Norden. Mus. Tasse. Messe. Obst. Dur. Ei. neu. Buch. Eid. Reis.

Die besten Freuden im Leben kommen nicht von außen, sondern aus dem Bewußtsein unseres Wertes und dessen, was wir fuer andere sind.

Silbendoppelrätsel.

1. Ingwer.
2. Offenbach.
3. Seife.
4. Brunnen.
5. Singapur.
6. Nessel.
7. Egoist.
8. Finger.
9. Udet.
10. Zimmermann.
11. Kummer.
12. Balalaika.
13. Medina.
14. Gera.
15. Odenwald.

„Wer offenen Sinnes ist, findet immer Kameraden.“

Mühlbretträtsel.

Rom. Ehe. Art. All. Emu. Me. Ges. Tor. Rat. elf. Ma. Ohr. Leo. Lee. Ems. Mur.

Die Sternenwabe.

1. Lanner.
2. Helene.
3. Beeren.
4. Neisse.
5. Silber.
6. Eibsee.
7. Semmer.
8. Messer.
9. Better.
10. Indien.
11. Martin.
12. Garten.
13. Danton.
14. Morgen.

Die Botanikertrammel

enthaltend die buntesten im verarmten Monat eingefangenen Spottwörter

Da ich arabischer Abstammung bin...

Stilblüten um die arische Abstammung.

Bei dem Ansturm auf die Pfarr- und Standesämter wegen des Nachweises der arischen Abstammung sind den Auskunftsfindenden vielfach die schönsten Stilblüten unterlaufen, von denen das „Heilbronner Tageblatt“ einige wiedergibt:

Zum Zwecke der arischen Abstammung suche ich meine Großmutter, aber nicht die amtlich vorgeschriebene.

Zwecks allgemeiner „Umwälzung“ brauche ich den amtlichen Nachweis meiner Geburt. Nähere Angaben kann ich nicht machen, da meine Mutter schon 1878 starb und mich als einziges Vermächtnis zurückließ.

Sodann bitte ich Sie um gefl. Auskunft, ob indendortigen Sterberegistern mein toter Vater erscheint. Er starb von 1821 bis 1850.

Senden Sie mir bitte meine arische Großmutter, sie ist schon 1871 verschieden.

Da ich arabischer Abstammung bin, wollen Sie mir solches beschleunigen.

Mein Schwiegervater gibt an, arisch zu sein. Mündlich will man das nicht wissen, aber schwarz auf weiß kann man daran nicht zweifeln.

Helfen Sie mir bitte zu meiner arischen Großmutter, sie muß sich im dortigen Kirchenbuche befinden.

*

Ein Auto kleinsten Formates hatte auf der Landstraße eine Pame. Der Fahrer kniete sich daneben und fing eifrig an, daran zu schrauben. Da kommt ein großer Sechsfüßer dahergebraust und hält an. Und vom Führeris ertönt die Frage: „Eache mal, Mensch, kamste mit det Ding auch Konstantinopel hören?“ (Koralle.)

*

Die berühmte Kurfkapelle spielt die bekannte Abschieds-Einfonie von Haydn. Ein Musiker nach dem andern legt nach Erledigung seines Spiels das Instrument aus der Hand und verläßt den Musikpavillon. Das Publikum folgt mit großer Heiterkeit diesem hübschen Musikwis. Zwei biedere Kurgäste aber nehmen mit ganz anderem Interesse den Abgang der immer spärlicher werdenden Geiger und Bläser auf.

„Jaja“, flüstert der eine zum andern, „unser Brunnen hat's schon in sich!“ (Berliner Illustrierte Zeitung.)

*

Seit gestern haben wir eine neue „Perle“. Aurora heißt sie. Aurora also hat heute einen Morgentkaffee gekocht — der schmeckt überhaupt nach nichts.

„Der Kaffee hat ja gar kein Aroma!“ stelle ich sie zur Rede.

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptschriftleiter: W. Debus, Düsseldorf. Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — D. M. 8500. — „Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Breite Straße 69, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte mit zweifarbigem Umschlag) 8 M., Einzelheft 75 Pf. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. Bei Sammelbezug (mindestens 10 Exemplare) wird ein entsprechender Rabatt gewährt. — Beamte, Angestellte und Arbeiter der zu den Vereinigten Stahlwerken gehörenden Betriebe erhalten „Das Werk“ zu nachstehenden Vorzugspreisen: Hefte mit zweifarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 4,40 M., Einzelheft 40 Pf., zuzüglich Porto und Verpackung. — Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrgangs werden, soweit nicht vergriffen, auf Wunsch nachgeliefert. — Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. — Schriftleitung und Geschäftsstelle befinden sich in Düsseldorf, Breite Straße 69, wohin alle Mitteilungen zu richten sind. Fernsprecher: Sammelnummer Ortsverkehr 102 11, Fernverkehr 102 31 (Vereinigte Stahlwerke), Nebenstelle 5 00.

„Einen Augenblick, bitte!“ sagt Aurora und verschwindet. Fünf Minuten vergehen, dann erscheint sie atemlos: „Schuldigen, Frau Bräse, ich habe die ganze Speisekammer durchsucht, aber das Aroma is wohl alle!“ (Koralle.)

*

Eine alte westfälische Bauernfrau steigt in die Kleinbahn und fragt den Schaffner: „Herr Schaffner, fährt die auch nach Kloster Desede?“ — „Ja, woll, Mutter.“ Die Frau steigt ein. Da die Kleinbahn nur bedarfsweise an der betreffenden Station hält, geht der Schaffner zum Zugführer und bittet: „Du, Heinrich, halt mal einen Augenblick bei Desede, da will 'ne alte Bauernfrau aussteigen!“ — „Is chut“, sagt der Zugführer. Inzwischen fragt die Alte jeden, der einsteigt, ob der Zug auch ganz bestimmt nach Desede fahre, was ihr von allen Seiten bestätigt wird. Wie nun die Station kommt und der Zug richtig anhält, wird ihr gesagt, daß sie nun schnell aussteigen müsse, da es eigentlich keine Haltestelle sei. „Nee, nee“, wehrt die Bauernfrau ab. Aber die freundlichen Insassen reichen ihr Korb, Tasche und Schirm und meinen: „Nun man schnell, Mutter, raus, sonst fahren wir weiter!“ — „Nee“, sagt ruhig die Alte und stellt Korb, Tasche und Schirm wieder hin. „Aussteigen will ich ja choar nich, aber mien Sohn hätt seggt: Mudder, wenn de bei Kloster Desede bist, dann mußt du die zweite Pille einnehmen.“ (Blätter vom Hause Henkel.)

*

Mutti geht mit ihrem Söhnchen zur Bank, um Geld abzuheben.

Frägt der Kassierer: „Haben Sie auch Vollmacht?“

Die Mutter bejaht das selbstverständlich, worauf sich der Kassierer vernehmen läßt: „Mutti, ich auch voll macht.“ (Kölnische Illustrierte Zeitung.)

*

„Warum gebt ihr eurem Chef eigentlich den Namen Blinddarm?“ „Na — meist gereizt und völlig überflüssig.“ (Die Woche.)

*

„Au—to—ri—tä—re Regierung“, buchstabiert Klaus. „Was ist das eigentlich?“

„Das kommt von Autorität“, sagt Heino.

„Und was ist Autorität?“ fragt Klaus weiter.

Heino denkt angestrengt nach. „Gesehen habe ich es auch noch nicht“, sagt er schließlich, „aber Autorität ist das, was Vati neulich verloren hat, als er morgens um sieben Uhr nach Hause kam.“ (Kölnische Illustrierte Zeitung.)

(Kölnische Illustrierte Zeitung.)

Der Brief.

Radierung von Otto Quante.



thyssenkrupp Corporate Archives